

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Im Bann der Höllensteine

John Sinclair Nr. 308

von Jason Dark

erschienen am 29.05.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Bann der Höllensteine

Es geschah in einer Zeit, über die kein Geschichtsbuch je berichtet hat. Die Erde war noch im Aufbau, Planeten zogen fremde Bahnen, das Weltall sah anders aus. Aber etwas gab es schon. Schwarze Magie!

Jene Kräfte, die sich seit dem Beginn der Zeiten gegen das Gute stemmten und dabei versuchten, es zu vernichten.

Der Kampf forderte Tribut. Aus unermeßlichen Fernen wurde etwas auf die Erde geschleudert, das zunächst in Vergessenheit geriet und erst durch Arkonada ein schreckliches neues Leben bekam…

Ellen Behan schaute auf die Tasse in ihrer Hand und sah, daß der Tee überzuschwappen drohte.

So sehr zitterte sie. Aber sie brauchte den Tee, sie hatte schon immer Tee getrunken. In den letzten fünf Jahren war die Menge um das Dreifache gewachsen, denn fünf Jahre lag es zurück, daß ihr Mann Morg ihr eines Abends erklärt hatte, er wollte nur mal eben weg, um Zigaretten zu holen. Er ging auch und blieb verschwunden.

Seit fünf Jahren war er nicht mehr zurückgekommen. Auf den Tag genau. Es war wieder Januar und wieder kalt. Schnee rieselte vom Himmel. Er hatte den kleinen Garten bereits mit einem weißen Tuch überzogen und ließ die krummen Bäume aussehen wie erstarrte Eisdämonen.

Wie jeden Abend schaute Ellen in den Garten, wenn sie an dem kleinen Tisch nahe des Fensters hockte und ihren Tee trank.

Daneben lag die Schachtel mit den Zigaretten. Gefüllt mit Glimmstengeln.

Wenn Ellen zu Bett ging, war die Schachtel jedesmal leer. Die Kanne mit Tee ebenfalls. Sie brauchte beides.

Vor genau fünf Jahren hatte sie mit dem Rauchen angefangen. An dem Abend, als Morg verschwand. Und nun rauchte sie innerhalb von drei bis vier Stunden eine Schachtel leer.

Nur so konnte sie die Einsamkeit überwinden. Vielleicht war es auch eine Rache an ihm, der sie so schmählich im Stich gelassen hatte, und das nach 21 Jahren Ehe.

Eine Schönheit war Ellen nicht mehr. Mit 46 sahen andere Frauen noch attraktiv aus. Sie nicht mehr. Gezeichnet von den Sorgen des Lebens, hatten sich in ihrem Gesicht die Falten schlagartig vermehrt.

Die Haut war grau geworden. Morgens erinnerte sie oft an eine alte Ruine. Auch das einst so weiche Haar mit dem feuerroten Farbton zeigte eine unnatürliche Blässe.

Nein, an ihr war nichts mehr attraktiv. Deshalb konnte sie sich gut vorstellen, daß Morg inzwischen eine andere gefunden hatte.

Schließlich war er ein Mann und auch erst 50.

»Cheerio, Morg! Auf den Tag deines unseligen Verschwindens«, sagte sie und hob die Tasse.

An diesem Abend hatte sie den Tee mit Rum »gewürzt«. Ein Verhältnis, das ihrer Ansicht nach stimmte.

Eins zu eins.

Sie trank. Zur Hälfte leerte sie die Tasse, stellte sie ab und griff nach der ersten Zigarette. »Auch die qualme ich auf dich, du verfluchter Bastard!« Sie war verbittert, sauer, auch müde, und sie dachte daran, daß sie keine Freunde mehr hatte. Sie alle wandten sich ab, nachdem Morg Behan verschwunden war. Was sollte man mit einer Frau anstellen, der der Ehemann weggelaufen war?

Nichts mehr…
Das billige Wegwerf-Feuerzeug warf eine hocheingestellte Flamme.
Knisternd fraß sich die feurige Spitze in das Ende der Zigarette.
Es waren filterlose Glimmstengel. Pechschwarz der Tabak, sehr stark.
Eigentlich etwas für Männer.
Ellen lachte hart auf, als sie daran dachte. »Für Männer, das ist gut«, flüsterte sie. »Ist wirklich gut. Die hasse ich doch, die verdammten Kerle. Sie sollen sich zum Teufel scheren und in der Hölle braten. Mein guter Morg an erster Stelle. Cheerio, du Hundsfott!«
Wieder hob sie die Tasse. Diesmal leerte sie das kleine Gefäß bis zum Grund. »Ich möchte auf dich spucken, ich will dich nicht mehr sehen…« Sie spie die Worte zusammen mit dem Rauch aus, der seinen Weg durch die Lunge längst hinter sich hatte.
Es schneite auch weiterhin. Lautlos sanken die Flocken der Erde entgegen. Sie kamen, blieben liegen oder tauten weg.
Und Morg war verschwunden.
Schon oft hatte sich die Frau die Frage gestellt, wie sie wohl reagieren würde, wenn er plötzlich zurückkam. Eine Antwort hatte sie nicht gefunden. Wahrscheinlich würde sie gar nichts tun und ihn nicht einmal danach fragen, wo er gewesen war. Morg war erwachsen, er konnte tun und lassen, was er wollte.
Seinen Job als Kraftfahrer war er los. Er hatte seiner Frau auch nichts hinterlassen, so war Ellen froh gewesen, in einer Fabrik, die Teile für Video-Spiele herstellte, Arbeit zu bekommen. Zum Glück lief das Geschäft. Die Nachfrage wuchs sogar.
Sie drückte die erste Zigarette aus und griff automatisch nach der zweiten. Die Fingerspitzen berührten schon fast die Stäbchen, als sie von der Straße her ein Geräusch hörte.
Ellen wohnte in einem winzigen Haus, das sie von ihren Eltern geerbt hatte. Zudem war es eine ruhige Gegend. Da fiel es auf, wenn ein störendes Geräusch die Stille unterbrach.
Wie dieses Motorbrummen!
Morg war Trucker gewesen. Oft genug hatte einer seiner großen Wagen vor dem Haus gehalten, und Ellen hatte es im Laufe der Zeit gelernt, aus den Geräuschen Unterschiede festzustellen. Das, was da vor dem Haus aufgeklungen war, gehörte zwar zu einem Lastwagen, aber nicht zu einem großen Overland Truck.
Für einen Moment hatte sie die wahnwitzige Idee, daß ihr Mann zurückgekommen wäre. Sie verwarf den Gedanken sehr bald wieder. Nein, das konnte nicht sein. So etwas tat ein Kerl wie Morg nicht. Dafür war er viel zu feige.
Jawohl, feige, denn er wich den Problemen lieber aus, als sich ihnen zu stellen.
Das Geräusch war verstummt. Ellen hatte sich mittlerweile daran

gewöhnt. Nun empfand sie die Stille als äußerst bedrückend. Sie hörte das Schlagen ihres Herzens. In der Küche tickte eine Uhr.

Auch das vernahm sie überdeutlich.

Und die Schritte.

Nicht innerhalb der Wohnung, sondern draußen vor der schmalen Haustür mit den beiden Steinstufen als Treppe.

Da war jemand aus dem Lastwagen gestiegen. Eine andere Möglichkeit gab es für sie nicht.

Und er wollte zu ihr.

Noch saß sie angespannt auf dem Stuhl. Allerdings in einer schrägen Haltung. Sie hatte ihren linken Arm angewinkelt und über die hohe Lehne gelegt, die rechte verdeckte noch immer die Zigarettenschachtel, ohne jedoch ein Stäbchen entnommen zu haben.

Wollte der oder die wirklich zu ihr?

Das konnte sich Ellen Behan einfach nicht vorstellen. Sie bekam so gut wie nie Besuch. Schon gar nicht um diese abendliche Zeit.

Das war sehr merkwürdig. An Einbrecher wollte sie nicht glauben, die hätten nicht solchen Lärm gemacht.

Ellen Behan mußte sich überwinden, um aufzustehen. Mit wackligen Knien durchquerte sie den kleinen, sehr spartanisch eingerichteten Wohnraum, ging in die schmale Diele und hatte sie kaum betreten, als sie hörte, wie von außen her ein Schlüssel ins Schloß geschoben wurde.

Einen Schlüssel besaßen nur sie und ihr Mann!

Auf einmal konnte Ellen nicht mehr weitergehen. Sie blieb stehen, preßte ihre Hand dorthin, wo das Herz schlug und starrte auf die Tür.

Über der Frau brannte eine kleine runde Lampe. Sie warf ihr Licht auf den Körper, ließ einen Schatten entstehen, der zitterte und damit bewies, in welch einer Verfassung sich die Frau befand.

Es war kaum zu glauben.

Da kam jemand in ihr Haus, schloß auf – und…

Mit einem ziemlich heftigen Ruck wurde die Tür in den schmalen Flur gestoßen. So heftig hatte Morg jedesmal das Haus betreten. Die Lampe vorn brannte nicht, deshalb blieb die Gestalt auf der Türschwelle im Dunkeln.

Eine große Gestalt…

Morg war ebenfalls groß.

»Verdammt, du könntest die Tür auch mal ölen, Ellen. Sie klemmt noch immer.«

Die Stimme! Himmel, das war Morgs Stimme. So wie er vor fünf Jahren gesprochen hatte. Ellen glaubte, in den Boden versinken zu müssen.

Die Knie wurden noch weicher, die Beine gaben nach, und sie hatte Mühe, überhaupt noch Luft zu bekommen.

Rücklings rutschte sie an der alten Tapete nach unten. Sie hörte das Schaben und die schweren Tritte, die sich ihr näherten, wobei hinter dem Mann die Haustür allmählich wieder zuschwang.

Ellen Behan wußte selbst nicht, wie sie es schaffte, sich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Jedenfalls war es ihr möglich, den Körper hochzudrücken und stehenzubleiben.

Morgan Behan kam. Und er stoppte, als er den Lichtkreis der Dielenleuchte erreichte.

Langsam hob Ellen den Blick. Sie mußte blaß wie eine Leiche sein, aber das störte sie in diesen Augenblicken nicht. Ihr gesamtes Augenmerk galt einzig und allein dem verschollenen und jetzt zurückgekehrten Morgen Behan.

Er hatte sich überhaupt nicht verändert. Noch immer wuchs der dunkle Bart auf seiner Oberlippe. Die Nase stach schief aus seinem Gesicht, nur das schwarze Haar hatte einen grauen Schimmer bekommen, und um die Mundwinkel herum hatten sich einige Falten gebildet.

»Morg?« fragte Ellen.

»Wieso?«

»Du bist es wirklich?«

»Mein Geist bestimmt nicht.«

»Kann ich dich anfassen?«

Der kräftige Mann hob die Schultern. »Wieso willst du das?«

»Nur so«, erwiderte Ellen und streckte ihre Hand vor. Die Finger erwischten Morgan Behan über dem Gelenk. Sie hielten es fest, und die Frau nickte. »Es ist wahr!« flüsterte sie. »Du bist ein Mensch und kein Geist. Lieber Himmel, das ist unmöglich…«

»Ich bin da.«

»Und wo warst du?« hauchte sie.

Morg grinste. »Zigaretten holen.«

Ellen hatte die Antwort sehr deutlich verstanden, aber sie wollte sie nicht akzeptieren, denn sie kam sich auf den Arm genommen vor. »Das kannst du mir nicht erzählen«, erwiderte sie mit rauh klingender Stimme. »So etwas gibt es in schlechten Witzen, aber nicht in Wirklichkeit. Hast du verstanden?«

»Klar, das habe ich.«

»Wo warst du also wirklich, Morg!« Ihre Hand krallte sich jetzt in den wattierten Jackenstoff.

Eine akustische Antwort gab Morg nicht. Er befreite sich mit einem Ruck und steuerte die schmale Treppe an, die nach oben führte. »Ich muß mir mal die Hände waschen«, erklärte er seine Reaktion. Die harten Tritte warfen Echos. Ellen sah die Hand ihres Mannes über das Geländer gleiten und aus dem äußeren Lichtschein der kleinen Dielenleuchte allmählich verschwinden, als hätte sie sich aufgelöst.

War er doch ein Geist?

Nein, sie hatte mit dem gesprochen, der vor fünf Jahren einfach fortgelaufen war und am Jahrestag zurückkehrte. Ohne ein Wort der Erklärung und der Entschuldigung. Aber das mußte er, das war er ihr schuldig. Sie würde darauf bestehen.

Er hatte ihr nicht gesagt, wie lange er sich im Bad aufhalten wollte.

Die Zeit mußte Ellen nutzen. Ihr Mann war mit dem Wagen gekommen.

Vielleicht gab er ihr darüber Auskunft, wo Morgan so lange gesteckt hatte. So leise wie möglich huschte die Frau auf die Haustür zu. Sie war nicht wieder ins Schloß gefallen, stand einen Spalt offen, so daß Kälte und Schneeflocken in den Flur dringen konnten. Die weißen Tupfer tauten auf den Fliesen sofort weg.

Ein wenig mußte die Frau die Tür noch aufdrücken, bevor sie sich nach draußen schieben konnte. Auf den beiden Treppenstufen lag bereits eine weiße Haube. Auch die kleine Zufahrt war nicht mehr zu erkennen. Alles hatte der feine Schnee bedeckt.

Ellen Behan schaute in das Führerhaus des am Rand der Straße parkenden Lastwagens. Es war ein kleines Gefährt mit kleiner Ladefläche. Da sie im Führerhaus nichts entdeckte, sie konnte trotz des Schnees noch durch die Seitenscheiben schauen, wandte sie sich der Ladefläche zu. Die Plane umgab sie wie ein Dach.

Ellen ging bis zum Heck des Fahrzeugs und schaute dort nach, wo die Plane festgezurrt war. Auf den Lederbändern und Kunststoffschleifen lag der Schnee. Es würde nicht einfach sein, die festverknoteten Riemen zu lösen.

Ellen besaß darin Routine, denn sie hatte ihrem Mann früher sehr oft geholfen. Angst, daß sie beobachtet wurde, brauchte sie auch nicht zu haben. Das nächste Haus lag fast 100 Yards entfernt. Zwischen den beiden Häusern befand sich Brachgelände, und gegenüber besaß ein Bauer seine Rübenfelder.

Morg hatte alles sehr fest verknotet. Ellen mußte hart arbeiten.

Beinahe hätte sie sich einen Fingernagel abgebrochen, doch sie gab nicht auf. Sie mußte wissen, ob sich unter der Plane etwas verbarg.

Minuten dauerte es, bis sie die ersten Knoten gelöst hatte. Die Bänder hingen jetzt lose nach unten, auch Lederriemen wurden vom leichten Wind bewegt.

Die Frau wandte sich der rechten Seite zu. Hier mußte sie die Verschnürung ebenfalls lösen, danach war alles okay.

Schneeflocken trafen sie und schmolzen auf der Haut schnell zu Wassertropfen.

Ellen Behan blieb für einen Moment stehen, bevor sie die Plane an zwei verschiedenen Stellen faßte und in die Höhe wuchtete. Sie fiel ihr wieder entgegen, wurde aufgefangen, und Ellen schleuderte sie

erneut hoch. Diesmal mit mehr Kraft.

Die Plane blieb liegen.

Jetzt hatte die Frau freie Sicht.

Im selben Augenblick hörte sie das Schleifen der Haustür, fuhr herum und sah ihren Mann auf der Schwelle stehen. Er wirkte wie eine Figur und hatte die Arme vorgestreckt.

»Bist du verrückt, Ellen? Was hast du getan?«

»Nichts, ich…«

Morg drehte durch. »Weg da, Ellen. Verschwinde von der Ladefläche. Du darfst nicht…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn beide vernahmen plötzlich das unheimlich klingende Rumoren…

Ellen hatte sich so gedreht, daß sie zum Haus hin schauen konnte. Dort hielt es ihren Mann keine Sekunde mehr.

Er schnellte sich ab wie ein Sprinter beim Start. Nur vergaß er die glatten Stufen, rutschte aus, konnte sich nicht mehr fangen und landete am Boden.

Er fiel unglücklich auf seine rechte Kehrseite und kam auf einmal nicht mehr hoch. Mit verzerrtem Gesicht hockte er im Schnee, während Ellen ihn ungläubig anstarrte.

»Ellen!« preßte er hervor. »Du kannst nicht länger bleiben. Es wird dich vernichten. Lauf…«

Sie ging zwei zögernde Schritte, starrte durch den Flockenwirbel und fragte: »Was wird mich vernichten?«

»Der… der …« Morg Behan sprach nicht mehr weiter, weil es bereits zu spät war.

Ellen aber dachte nicht mehr an die Warnung ihres Mannes.

Außerdem war ihre Neugierde viel zu groß. Sie wollte endlich sehen, was Morg da mitgebracht hatte und das so fürchterlich sein sollte.

Sie trat direkt hinter die offene Ladefläche, legte ihren Kopf in den Nacken und schaute hoch.

Fast hätte sie gelacht, denn das, was die Plane bisher verborgen hatte, war ein Stein.

Rund in seiner Form, dennoch außen kantig. Aber auch sehr hoch, so daß er fast die Plane erreichte.

Und davor sollte sie sich fürchten?

Nein, niemals.

Das war lächerlich, das war…

»Ellen, verdammt!«

»Ach, halt den Mund. Ich will mir nur ansehen, was du da wieder angeschleppt hast.«

»Der Stein… ist gefährlich …«

Ellen Behan grinste nur. Sekunden später verging ihr das Grinsen, denn sie hörte nicht nur das unheimliche Rumoren, sie sah auch den

Grund des Geräusches.
Der Stein bewegte sich.
Er rollte…
Weder nach rechts noch nach links. Auch nicht nach hinten, sondern nach vorn, auf die Öffnung der Ladefläche zu. Und es schien so, als würde hinter ihm jemand stehen, der mit aller Kraft dagegendrückte und ihn in Bewegung setzte.
Ellen erlebte die folgenden Sekunden wie in einem Traum. Sie war so geschockt, daß sie es nicht schaffte, von der Stelle zu kommen. Wie angewurzelt blieb sie stehen und dachte darüber nach, wie es möglich war, daß der Stein sich von allein in Bewegung setzte.
Weiter und weiter.
Dunkel, drohend, wie ein Berg kam er ihr vor. Ein Berg, der alles zu vernichten drohte, was sich ihm in den Weg stellte. Sehr deutlich vernahm die Frau das Knirschen, als würde unter dem rollenden Stein etwas zermalmt.
Bis jetzt hätte sie für dies alles noch eine normale Erklärung gefunden, was aber dann geschah, überstieg ihr Begriffsvermögen.
Der langsam näherrollende Stein veränderte sich. Von innen her begann er zu leuchten.
Zu Beginn war es nur ein fahles goldgelbes Flimmern, das sich allerdings bei jeder Bewegung, die der Stein hinter sich brachte, um einiges verstärkte.
Es wurde intensiver, strahlender, und es nahm auch innerhalb des Steins Konturen an.
Da erschien plötzlich ein Gesicht.
Eine Fratze, dämonisch und wild aussehend. Sie schwebte innerhalb dieses Gefüges und erreichte in ihren Ausmaßen die Ränder des unheimlichen Felsbrockens.
»Das… das«, hauchte die Frau. »Himmel, das gibt es doch nicht. Das kann es nicht geben!« Ihre Stimme wurde schrill. »Nein, ich muß mich täuschen.« Sie schlug beide Hände gegen ihr Gesicht, hörte auch nicht auf das warnende Rufen ihres Mannes, sondern schüttelte den Kopf, während sie die Augen weiterhin verdeckt behielt.
Doch da war die innere Stimme, die sie warnte. Sie durfte den Blick nicht länger verschließen, sondern mußte zusehen, daß sie der mörderischen Gefahr auswich.
Deshalb rutschten ihre Hände auch nach unten.
Das Gesicht verzerrte sich im nächsten Augenblick zu einer Maske des Schreckens. Namenloses Grauen überkam sie, denn Ellen merkte, daß es bereits zu spät für sie war.
Der Stein hatte die Kante erreicht. Es gab kein Zurück mehr. Er würde einen Herzschlag später kippen…
Er fiel.

Ein Schrei.
Kurz und gellend, dann verstummend.
Von Ellen Behan war nichts mehr zu sehen. Der schwere Felsen hatte sie unter sich begraben…

***

Morgan Behan war so hart auf die rechte Seite gefallen, daß er nicht mehr hoch konnte. Er mußte sich etwas gezerrt oder gebrochen haben, jedenfalls war es ihm unmöglich, sich wieder von allein auf die Beine zu stellen.
Sein Rücken schien in Flammen zu stehen. Wenn er ihn durchdrückte, wollte er glauben, einen gebrochenen Körper zu spüren.
Es war schrecklich…
Und ausgerechnet seine Frau hörte nicht auf die Warnungen. Sie stand da und starrte das an, was er fünf Jahre lang gesucht und endlich gefunden hatte.
Sie würde es nicht überleben. Er kannte die Steine, wußte von ihrem Schrecken und…
»Ellllennn…« Der Name kam schwer über seine Lippen. Warum verschwand sie denn nicht? Verdammt, weshalb war sie denn nur so stur?
Jetzt schlug sie noch die Hände vor ihr Gesicht, anstatt sich umzudrehen und wegzulaufen.
Da war nichts mehr zu machen.
Aber er mußte ihr helfen, auch wenn es ihm unsagbar schwerfiel in diesen Augenblicken.
Aufstehen konnte er nicht. Deshalb gab es für ihn nur eine einzige Chance.
Kriechen!
Morg Behan streckte den Oberkörper. Auch dabei zuckte es heiß durch seinen Rücken. Diese Schmerzen waren jedoch zu ertragen.
Bei anderen Bewegungen empfand er sie als schlimmer. Er brauchte sich zum Glück nicht hochzustemmen.
Schneeflocken wirbelten aus den tief hängenden, dicken Wolken, und die vorgestreckten Hände des kriechenden Mannes schaufelten den pappigen Schnee auf dem kleinen Zugangsweg in die Höhe.
Mit den Knien drückte er sich ab, auch wenn er ein paarmal wieder ausrutschte. Dabei hielt er den Kopf so hoch, daß er auch seine Frau sehen konnte, die nun ihre Arme nach unten sinken ließ und das zum erstenmal erlebte, was der Mann schon kannte.
Jetzt sah sie das Gesicht im Stein. Sie sah die Färbung, das Leuchten, das seinen Schimmer so weit abstrahlte, damit er schon nach draußen und in Ellens Gesicht fallen konnte.
Kippte er?

Ja, er fiel!

Morgan kroch nicht mehr weiter. Ihm kam die Szene vor wie in einem schrecklichen Film, wo alles zudem noch im verzögerten Tempo ablief.

Der schwere Brocken fiel, und Ellen streckte in einer verzweifelt wirkenden Geste noch ihre Arme aus, um den Felsen aufzuhalten.

Es war einfach lächerlich. Sie konnte, und sie würde es nicht schaffen.

Der Stein rollte über die Kante, Nur kurz war der Schrei, dann hörte der am Boden liegende Mann ein Knirschen, das ihm durch Mark und Bein schnitt. Für einen Moment blieb der gewaltige Brocken liegen. Er war fast zwei Meter hoch, und in seinem Innern wurde es schlagartig dunkel, bis im nächsten Augenblick wieder das goldgelbe Licht erschien und den Felsbrocken erhellte.

Genau da rollte der unheimliche Mörderstein auch weiter.

Abermals walzte er nach vorn, und eigentlich hätte Morg Behan die Leiche seiner Frau am Boden liegen sehen müssen, das war nicht der Fall. Nur nasser Schnee war zu sehen, in dessen Mitte sich eine Wasserlache gebildet hatte.

Sonst nichts.

Der Stein walzte weiter.

Strahlte er heller, oder täuschte Morg sich?

Nein, er konnte gut in das Innere hineinschauen, obwohl er jetzt weiter entfernt lag als vorhin, als der Stein von der Ladefläche nach unten rollte.

Besser sehen und besser erkennen.

Morg erkannte etwas innerhalb des Gefüges.

Nicht nur das Gesicht, sondern auch eine Gestalt, die der Stein geschluckt hatte.

Es war seine Frau Ellen!

Und der unheimliche Felsen rollte weiter die Straße entlang…

***

Schnee in Belgien – Schnee in London.

Der in meiner Heimatstadt war mir lieber, denn nach langer Zeit sah es endlich mal wieder danach aus, hier mehr als nur ein paar Stunden verbringen zu können.

Was lag alles hinter uns! Mir wurde richtig schwindlig, wenn ich darüber nachdachte.

Begonnen hatte es mit dem Verschwinden der Dolche. Gemeinsam mit unserem indischen Freund Mandra Korab hatten wir uns auf die Suche nach den Waffen gemacht, Erfolge und Niederlagen erzielt und waren heilfroh, mit dem Leben davon gekommen zu sein.[1]

Alle sieben Dolche hatte Mandra nicht zurückbekommen können.

Drei fehlten ihm. Mit vier seiner Waffen hatte er sich noch in Brüssel am Flughafen von uns verabschiedet und war nach Indien geflogen, mit dem Versprechen im Gepäck, sich so rasch wie möglich zu melden, sollte er eine weitere Spur gefunden haben. Das gleiche galt auch für uns. Wenn wir auf einen der Dolche trafen, würden wir ihn sofort informieren.

Wir waren um die halbe Welt geflogen, doch das Wichtigste hatte sich praktisch vor Englands Haustür, in Belgien, abgespielt. Dort waren wir auf die Spur eines Diamanten gestoßen, der sich die Träne des Teufels nannte, und wir hatten eine Welt kennengelernt, in der schon getötete Hexen aufgefangen und deren Geister wieder regeneriert wurden. Allein durch die Kraft des Diamanten war dies möglich gewesen, und ich hoffte, daß es mein Kreuz geschafft hatte, ihn zu zerstören.

Wir hatten all das Grauen erlebt, zu dem Dämonen fähig waren, aber auch mitbekommen, wie schnell sie ein Mitglied fallen ließen, wenn es nicht genau das tat, was sich die oberen vorgestellt hatten.

Jane Collins war das beste Beispiel.

Sie hatte der Oberhexe Wikka mit einer nahezu hündischen Treue gedient und hatte all das getan, was man von ihr verlangte.

Einmal nur hatte sie versagt und sich nicht genau an die Regeln gehalten. Das war ihr Fehler gewesen.

Die Gesetze der Bestrafung traten in Kraft, und da gab es für Dämonen nur eine Alternative.

Tod!

Jane Collins sollte sterben. Auf schreckliche Art und Weise umkommen.

Was sie zuvor alles für ihre dämonischen Brüder und Schwestern getan hatte, zählte nicht mehr. Nur das eine Versagen wurde aufgerechnet. Dabei hatte sie überhaupt nicht anders gekonnt, denn es war für sie unmöglich gewesen, mich daran zu hindern, die Formeln auszusprechen.[2]

Jedenfalls konnte man sagen, daß aus den ehemaligen Freunden nun Feinde geworden waren.

So paradox es klingt, es beruhte auf einer Tatsache, daß ich Jane Collins das Leben gerettet hatte. Es war mir gelungen, sie vor einem schrecklichen Ende zu bewahren, und nun mußte ich mich auch weiter um sie kümmern, denn das Leben, das sie vor ihrer Veränderung geführt hatte, war vorbei.

Die Probleme wurden nicht geringer. Auch dachte ich daran, was Suko und Mandra berichtet hatten. Sie hatten sich aus eigener Kraft ebenfalls nicht befreien können und waren auf die Hilfe des kleinen Magiers angewiesen gewesen.

Myxin stellte ebenfalls ein Problem dar. Er war auf die andere Seite

gewechselt und hatte mich sogar töten wollen, und nun rettete er meine beiden Freunde.

Wie sollte ich das zusammenfügen?

Diese Gedanken schob ich zunächst einmal zur Seite und kümmerte mich mehr um Jane. Sie war das große Problem, das ich lösen mußte, denn ich wußte nicht, wohin mit ihr.

Momentan saßen wir zusammen in meinem leeren Büro. Es war Abend, die Nachtschicht hatte ihren Dienst aufgenommen, und auch Glenda Perkins war längst nach Hause gegangen.

Ich durfte überhaupt nicht daran denken, was geschah, wenn die beiden Frauen sich trafen. Glenda war gewissermaßen zu einer intimen Freundin meinerseits geworden, wir hatten einige Male miteinander geschlafen, und als Jane noch ihrem Job als Detektivin nachging, hatten sich die beiden Frauen nicht gut verstanden. Es gab da Eifersüchteleien.

Ob Jane heute noch darüber stolpern oder sich ärgern würde, wußte ich nicht. Wollte es aber kaum glauben, denn sie lebte in einer anderen Gedankenwelt.

Wie dem auch war. Im Büro konnte Jane nicht leben und auch nicht in meiner Wohnung. Ihr Büro-Apartment war längst an einen Nachmieter vergeben worden, Jane stand gewissermaßen auf der Straße. Allerdings besaß sie ihre Habseligkeiten noch. Möbel, Kleidung und einige persönliche Dinge. Ich hatte dafür gesorgt, daß sie in einem Lager unter Verschluß standen.

Es war ruhig. Die Tür zum Vorzimmer hatte ich ebenfalls geschlossen, und wir beide saßen uns gegenüber. Jane dort, wo Suko sonst seinen Platz hatte. Der Inspektor war zu seiner Freundin Shao gefahren. Ich gönnte es ihm.

Jane und ich schauten uns an. Sie hatte sich so gut wie nicht verändert.

Das Gesicht zeigte nach wie vor keine Falten, vielleicht an den Augen ein paar, sonst sah Jane so aus wie früher.

Nur ihr Blick war ein anderer geworden. Nicht mehr offen und klar, sondern lauernd, abschätzend, taxierend.

Es fiel mir schwer, ein Gespräch zu beginnen. Ich fühlte mich unwohl, war nervös, und mußte trotzdem etwas sagen, denn Jane Collins tat es ja nicht.

»Du bist dir über deine Lage im klaren, Jane?« fragte ich leise.

»Sicher.«

»Dann hast du dir auch sicherlich darüber Gedanken gemacht, wie es jetzt weitergehen soll.«

»Muß ich das?«

Ich grinste schief. »Natürlich. Du bist eine Hexe, die unter Menschen leben will.«

»Wer sagt das?«

Ich wischte ihren Einwand weg und schaute sie sehr ernst an.

»Etwas darfst du nicht vergessen, Jane. Nicht nur eine Hexe bist du, sondern auch eine Mörderin. Hast du verstanden? Eine Mörderin! Du hast Menschenleben auf dem Gewissen. Dafür gehörst du vor Gericht gestellt und verurteilt.«

Jane lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Sie schlug ein Bein über das andere. »Bitte«, sagte sie. »Du kannst mich vor Gericht stellen. Menschenwollen eine Hexe verurteilen. Da kann ich nur lachen. Wo sind denn die Beweise für meine Taten? Zeige sie mir, und ich werde mich sofort der irdischen Gerichtsbarkeit stellen. Aber du kannst die Beweise nicht herbeischaffen. Alles beruht nur auf deinen Aussagen. Zeige mir die Leichen, zeige mir noch einmal die Tatorte, führe eine Spurensicherung durch, nein, John, das alles wirst du nicht schaffen, und deshalb kann mich auch kein irdisches Gericht verurteilen.«

Sie redete wie ein Geschäftsmann. Kalt und ohne jegliches Gefühl.

Emotionen kannte sie überhaupt nicht. Und dies bewies mir, daß Jane Collins nicht zu uns gehörte. Sie hatte das Hexensein nicht abgelegt.

Äußerlich war sie die Detektivin von früher, doch in ihrem Körper steckte ein böser Geist.

Die Seele des Rippers!

Er war in sie gefahren und hatte sie überhaupt zu dem gemacht, was sie heute war. Konnte ich dann Jane Collins für die schrecklichen Taten verantwortlich machen? Sie hatte gemordet, doch es war nie sie selbst gewesen, sondern ein anderer, der sie leitete.

Eben der Ripper!

Jane hatte sich auf dem Flughafen in Brüssel neu eingekleidet. Sie trug ein Winterkostüm, zu dem auch ein Schal gehörte. Er lag jetzt auf ihren Knien.

»Dein Problem, John Sinclair«, sagte sie kalt. »Du hast mir das Leben gerettet, jetzt sieh zu, wie du damit fertig wirst.«

Mit diesen Worten hatte sie den Nagel auf den Kopf getroffen.

Ich wußte wirklich nicht, wohin mit ihr. Jane hing gewissermaßen als Klotz an meinem Bein. Um eine Denkpause zu bekommen, zündete ich mir eine Zigarette an.

Jane rauchte ebenfalls. Durch den Rauch schauten wir uns an.

Ihre Lippen kräuselten sich spöttisch. »Na, schon eine Lösung gefunden?«

»Möglich.« Ich streifte die Asche ab und legte meine Stirn in Falten.

»Eigentlich geht es gar nicht so sehr darum, wohin du ziehst oder dich verbirgst. Das tatsächliche Problem liegt ganz woanders.«

»So?«

»Ja, und zwar will ich, daß der Geist des Rippers wieder aus deinem

Körper fährt.«
Sie lachte. Es klang hart. »Ein frommer Wunsch, Geisterjäger. Aber das wirst du wohl kaum schaffen.«
»Wenn du mir hilfst.«
Sie tippte gegen ihre Stirn. »Ich dir helfen, John? Wie käme ich dazu?«
»Dann willst du nicht so wie früher werden?«
»Mir gefällt mein Dasein.«
Damit hatte ich zwar gerechnet, dennoch insgeheim gehofft, daß sie sich anders entscheiden würde. Das war nicht geschehen. Jane wollte so bleiben.
»Du stehst auf der Abschußliste«, erklärte ich ihr. »Man wird es nicht hinnehmen, daß eine Verräterin lange überlebt. Daran solltest du immer denken.«
»Ich kann mich wehren.«
»Das habe ich gesehen.« Meine Stimme klang spöttisch.
»Sei nicht so arrogant!« fuhr sie mich an. »Ich kann mich tatsächlich wehren, denn nicht alles ist verkümmert. Ich besitze Kräfte, die dir überlegen sind. Wikka war eine gute Lehrmeisterin.«
»Wirst du die Kräfte gegen mich anwenden?«
»Wenn es sein muß…«
»Dann sind wir also Gegner«, spann ich den Faden weiter.
»Partner bestimmt nicht.«
Ich drückte meine Zigarette aus. »Okay, ich kann von dir nicht verlangen, daß du mir um den Hals fällst, aber ich bitte dich doch, nachzudenken. Was hätte es für einen Sinn, mir Steine in den Weg zu legen? Du kannst es dir nicht erlauben, gegen mich zu arbeiten.«
Jane hob die Schultern und schaute dem Rauch nach. »Wer hat dir denn gesagt, daß ich gegen dich arbeite?«
»Aber auch nicht mit mir.«
Sie fixierte mich lauernd. »Stimmt, Geisterjäger. Du steckst in einer Klemme, denn du weißt nicht, wie ich mich verhalten werde. Ich kann der letzte Nagel zu deinem Sarg werden. Das solltest du nie vergessen.«
Ich hörte Schritte und drehte mich auf dem Stuhl sitzend um. Bevor ich mich erheben konnte, wurde die Tür meines Büros aufgestoßen, und auf der Schwelle stand Sir James.
Sein Kommen hatte ich erwartet, nur früher, nicht mehr zu dieser Stunde. Er stand da und hielt nur den Hut in der Hand. Den Mantel ließ er an. Seine Brillengläser waren beschlagen, so daß er nicht viel sehen konnte. Sir James nahm die Brille ab, holte ein Tuch hervor und begann damit, die Gläser zu putzen. Über seine Lippen drang kein Wort. Er stand da und putzte. Das Schweigen konnte einen sensiblen Menschen nervös machen.

Ich beobachtete auch Jane Collins. Sie hatte ihre Lippen spöttisch verzogen. Sir James schien es überhaupt nicht wahrzunehmen. Er hatte seine Stirn in Falten gelegt, schaute aus seinen eulenhaften Augen noch einmal die Brillengläser an und parkte sein Nasenfahrrad schließlich ordnungsgemäß.

»Sie sind also wieder da, Miß Collins«, stellte er sachlich fest.

»Wohl kaum zu übersehen.«

»Natürlich, auch ohne Brille war mir das klar. Was das bedeutet, wissen Sie selbst. Mr. Sinclair wird Ihnen klargemacht haben, wie wir reagieren könnten.«

»Ja, vor ein Gericht stellen.«

»Unter anderem.«

»Da haben Sie sich geschnitten, Meister. Ich lasse mich nicht vor Gericht stellen. Wo kämen wir denn hin, wenn Sie eine Hexe verurteilten.«

»Sind Sie das noch immer?«

»Natürlich. Ich habe mich nicht geändert.«

»Aber die Situation.«

»Was spielt das für eine Rolle?« erwiderte Jane Collins lässig und hob die Schultern. »Außerdem fehlen Ihnen ganz einfach die Beweise. Sie können alte Fälle nicht mehr aufrollen. Es gibt keine Spuren…« Jane winkte ab. »Aber das habe ich Sinclair schon alles erzählt. Ich möchte es nicht mehr wiederholen.«

»Ich verstehe.« Sir James nickte. »Nur – wie haben Sie sich eigentlich Ihre weitere Zukunft vorgestellt, Miß Collins? Darüber hätte ich gern Auskunft.«

»Weshalb sollte Sie das interessieren?«

»Weil wir uns darauf einrichten müssen.«

»Mit Ihnen habe ich nichts zu tun. Auch mit Sinclair nicht. Wir können uns aus dem Weg gehen.«

»Dennoch wird es Ärger geben.« Zum erstenmal seit Sir James Eintritt übernahm ich wieder das Wort. »Wir werden unweigerlich aufeinander treffen, denn auf dich, Jane, macht man die große Jagd.«

»Und was hat das mit dir zu tun?«

»Kannst du nicht mehr denken?« verhöhnte ich sie. »Überlege mal. Du bist der ideale Lockvogel. Wikka will deine Vernichtung. Durch dich kann ich auf ihre Spur kommen. Gut, nicht wahr?«

»Für dich ja, Sinclair, weniger für mich.« Das gab sie alles zu.

»Dennoch werde ich nicht vor dir auf die Knie fallen. Nein, den Gefallen tue ich dir nicht. Ich habe zu kämpfen gelernt, und ich werde meine Fähigkeiten auch einsetzen. Ich bin nicht mehr so wie früher. Wikka kann sich an mir die Zähne ausbeißen.«

»Wäre mir recht.«

»So kommen wir nicht weiter«, sagte Sir James. An seinem

Gesichtsausdruck erkannte ich, daß er ziemlich ungehalten war.
»Das ist alles noch Theorie. Bleiben wir bei der Praxis. Wie sieht sie aus, Miß Collins? Wo wollen Sie hin?«
»Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen.«
»Stimmt. Es wäre aber besser, wenn Sie mit uns zusammenarbeiteten. Auch in Ihrem Interesse.«
Jane hob die Schultern. »Interesse«, sagte sie spöttisch und begann zu lachen. »Sie haben an mir kein Interesse, und ich…«
Sir James unterbrach sie. »Was haben Sie jetzt vor?«
»Ich gehe.« Kaum hatte Jane die Worte ausgesprochen, als sie sich erhob.
Auch ich stand auf.
»John«, sagte Sir James. »Sie bleiben bei ihr.«
»Sicher, Sir. Falls sie mich läßt.«
»Es wird ihr nichts anderes übrigbleiben, als Sie zu lassen. Besorgen Sie ihr eine Unterkunft.«
»Sie könnte in einem Zelt…«
Als ich den Blick meines Chefs sah, wußte ich, daß er keine Zeit für Scherze hatte. »Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie eine Unterkunft für Miß Collins gefunden haben.«
»Gern, Sir.«
Wir verließen das Büro. Im Vorzimmer lag noch der Duft von Glendas Parfüm. Auch Jane Collins nahm ihm wahr und runzelte die Stirn, bevor sie sagte: »Wie würde wohl deine kleine Glenda reagieren, wenn sie erführe, daß ich wieder…«
»Sie würde gar nichts tun.«
Jane lachte häßlich. »Du hast dich mit ihr eingelassen, wie?«
»So kann man es nicht sagen.«
»Also doch.«
Ich blieb an der Tür stehen. »Komm, Jane, wärme nicht die alten Geschichten auf. Außerdem hast du Glenda schon sehr großen Schaden zugefügt. Ich denke nur daran, daß du sie aus der Wohnung vertrieben hast.«
»Sie hätte bleiben können.«
»Bei dem Psycho-Terror? Nein!« Ich schüttelte den Kopf. »Für die Zukunft merke dir eins, Jane. Glenda ist für dich tabu. Und jetzt komm.«
Ich öffnete die Tür.
»Wohin?«
»Das sage ich dir noch.« Mir war tatsächlich eine relativ gute Idee gekommen…

***

»Bei diesem Wetter schleppst du mich nicht noch mal raus«, sagte

Earl Brown und setzte einen Fluch hinter die Worte.
»Konnte ich wissen, daß es anfängt zu schneien?« beschwerte sich Polly, seine Frau.
»Man hätte damit rechnen können. Ich habe ein paarmal den Wetterbericht gehört.«
»Die lügen sich doch auch was zusammen.«
Earl löste eine Hand vom Lenkrad und deutete auf die Frontscheibe. »Aber für heute haben sie recht gehabt. Und wir müssen noch acht Meilen fahren, mit einer Geschwindigkeit, bei der du die Reifen aufpumpen kannst.«
Polly grinste nur und räkelte sich auf dem Beifahrersitz. Sie gehörte zu den Personen, die nichts so leicht erschüttern konnte.
Vielleicht lag es auch daran, daß sie sich selbst als bequem und etwas tranig bezeichnete.
Sie brachte über 200 Pfund auf die Waage und sah die Welt mit anderen Augen. Kommst du heute nicht, dann eben morgen. Nach dieser Devise handelte sie. Als sie nach drei Abmagerungskuren noch immer das gleiche Gewicht behalten hatte, war sie überzeugt, das Leben anders angehen zu müssen.
Nicht so ihr Mann. Earl bezeichnete sich selbst als sehnigen, agilen Burschen, der wußte, wo es langging. Er war in seinem Beruf spitze, joggte jeden Tag und bezeichnete sich selbst als Action-Man.
Schlechte Umwelteinflüsse störten ihn, denn sie brachten all seine Plane durcheinander.
So auch hier.
Earl mußte den Wagen durch eine grauweiße wirbelnde Wand steuern.
So kam ihm der Flockenvorhang jedenfalls vor. Da wirbelte und kreiselte es vom Himmel. Außerdem hatte der Wind aufgefrischt, kam nun von vorn und trieb den Schnee gegen die Frontscheibe, wo es die Wischer kaum noch schafften, das Glas zu säubern.
Zum Glück kannte er die Strecke und wußte genau, wann Kurven kamen, die er vorsichtig nehmen mußte.
Es war ein sehr feiner Schnee, der vom Himmel rieselte. Zudem war der Boden gefroren, so daß die weiße Schicht nicht so leicht wegtauen konnte.
In langen Fahnen wehte der Wind den Schnee über den Grund, wirbelte ihn wieder hoch und schleuderte die Massen dann gegen Bäume, Mauern und Häuser, wo es bereits die ersten Verwehungen gegeben hatte.
»Ich hoffe, daß es nicht so wie in den Staaten wird«, sagte Earl und beugte sich noch weiter vor, um besser sehen zu können.
Seine Frau winkte ab. »Die haben doch ein ganz anderes Klima.«
»Was weißt du denn davon?«

»Einiges.«
»Das ist mir aber neu.«
»Du unterschätzt mich eben.«
Earl Brown schwieg. Es hatte überhaupt keinen Sinn, seiner Frau zu widersprechen, weil sie stets das letzte Wort haben wollte und es auch immer hatte.
Ausgerechnet jetzt holte Polly noch eine Zigarette aus der Schachtel.
Earl war Nichtraucher, er konnte den Qualm nicht vertragen.
»Mußt du unbedingt paffen?« beschwerte er sich.
»Dann lasse ich es eben bleiben.«
»Das wäre gut.«
Wütend steckte Polly die Schachtel wieder ein. Es herrschte wenig Verkehr. Wenn ihnen mal ein anderes Fahrzeug entgegenkam, tauchte es zumeist wie ein Schemen aus dem wirbelnden Vorhang auf. Zwei gelbe Augen, die in der Luft zu schweben schienen und von tanzenden Flocken umhüllt waren.
Es ging alles gut. Auch auf der schmalen, rutschigen Straße berührten sie sich nicht.
»Gleich kommt eine kleine Steigung«, murmelte Earl. »Ich hoffe, daß wir sie packen.«
»So schlimm ist es schon nicht.«
»Du fährst ja nicht«, knurrte der Mann.
»Laß mich mal.«
»Von wegen. Ich will nicht im Graben landen.«
»Bisher bin ich unfallfrei gefahren«, erklärte Polly und nickte heftig.
Earl winkte nur ab.
Die Gegend wurde bald einsamer. Hatten sie vorhin noch Häuser gesehen, so war dies nicht mehr der Fall. Zu beiden Seiten der schmalen Straße breiteten sich Felder aus. Auf ihnen lag eine dicke Schneeschicht, die wie Zuckerguß aussah. Auch über dieser Fläche wirbelten und tanzten die Flocken.
Da Earl sich auf das Fahren konzentrieren mußte, hielt Polly den Mund. Erst nach einer Weile übernahm sie wieder das Wort und sagte etwas, das Earl aus seiner Konzentration riß.
»Was ist da vorn für ein Schimmern?«
»Hinter der nächsten Kurve. Ich habe es genau gesehen.«
»Vielleicht ein Wagen. Was kümmert es uns?«
»Das ist kein Wagen!«
»Dann ein Gespenst.«
Polly hob die Schultern. Sie hatte noch etwas sagen wollen, aber um des lieben Friedens willen ließ sie es bleiben. Dennoch war sie neugierig und konzentrierte sich auf dieses seltsame Licht, das einen gelben Schein aufwies.
Es stand nicht still.

Im ersten Augenblick hatte Polly an eine Laterne oder Warnleuchte gedacht. Sie änderte ihre Vermutung jedoch, als sie feststellte, daß sich das Licht bewegte.

Jemand trug es wahrscheinlich.

»Was hast du?« fragte Earl.

Polly hob die speckigen Schultern. In ihrer Kaninchenfell-Jacke wirkte sie noch massiger. »Ich beobachte das komische Licht.«

»Das habe ich inzwischen auch gesehen.«

»Und?«

»Nichts und. Es ist da und fertig.«

Polly schüttelte den Kopf. »So würde ich das nicht sehen.«

»Wie denn?«

»Das Licht ist nicht normal. Wenn du genauer hinschaust…« Polly beugte sich vor, »kannst du sogar erkennen, daß es fast die gesamte Breite der Straße einnimmt.«

»Das bildest du dir ein.«

»Nein, Earl.«

»Und was sollen wir machen?«

»Weiterfahren.«

»Das hätte ich auch ohne deinen Ratschlag gewußt. Ich dachte, du wolltest mir raten, es auszublasen.«

»Spar dir deine komischen Scherze.«

Die Kurve tauchte vor ihnen auf. Weit geschwungen, gut ausgebaut.

Im Normalfall stets sicher und bequem zu durchfahren, trotz der leichten Steigung. Aber die Straße war nicht trocken. Eis und Schnee bedeckten die Fahrbahn.

Earl Brown konzentrierte sich voll auf diese Strecke. Wenn er sie geschafft hatte, war der weitere Weg keine Schwierigkeit mehr.

Die Flocken wirbelten wie unzählige, kleine Tänzer. Zusammen bildeten sie eine Wand, die kein winziges Guckloch mehr freiließ, aber das Schimmern war zu sehen.

Diesmal erschrak sogar Earl, denn es nahm, von ihm aus gesehen, die gesamte Breite der Straße ein.

Was konnte das nur sein?

Der Mann schluckte. Seine Haut wurde weiß. In der Kehle kratzte es.

Nervös huschte die Zunge über die Lippen. Das alles sah auch Polly. Sie wollte etwas sagen, verschluckte die Worte, denn sie ahnte, daß sie Earl jetzt nicht stören durfte.

Einmal drehten die Räder durch. Der Mann hatte zuviel Gas gegeben, wurde vorsichtiger und der Wagen zog wieder an.

»Frontantrieb wäre jetzt besser!« knirschte er.

»Stopp lieber«, sagte Polly.

»Wieso?«

»Ich habe Angst vor dem Licht. Das ist doch nicht natürlich. Man

sieht auch keinen, der es trägt.«
»Das stimmt.«
»Bitte Earl…«
Der Mann schüttelte den Kopf. »Da fahren wir durch. Was soll schon so eine Laterne.«
»Es ist doch keine Laterne!« Polly wurde nervös. Die Luft im Fahrzeug schien plötzlich zu knistern. »Das ist was anderes, Earl, wirklich.«
»Und was?«
»Ich weiß es nicht«, stöhnte die Frau. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich will nur, daß du stoppst.« Sie schluckte. »Es ist auch heller geworden, und es kommt näher. Du!« Ihre Stimme wurde leicht schrill. »Du, das bewegt sich auf uns zu.«
Earl erwiderte nichts. Er gestand durch sein Schweigen ein, daß er seiner Frau recht gab.
Beide starrten in den Flockenwirbel. Und beide erkannten, daß die Schneeflocken bereits einen goldenen Schimmer angenommen hatten.
So nahe war dieses Licht schon.
»Wir müssen raus!« flüsterte Polly. »Es geht nicht mehr. Das hält nicht an.«
»Unheimliche Begegnung der vierten Art«, hauchte Earl und erntete von Polly nur ein Kopfschütteln.
Der Mann bremste. Auch er war ängstlich geworden, denn der Schein hatte bereits die Kühlerhaube des Opel erreicht und wollte weiter wandern.
Die Browns rammten die Türen auf. Sie konnten einfach nicht mehr im Wagen bleiben, drehten ihre Oberkörper, schwangen die Beine nach draußen, bekamen Kontakt mit der Straße und wären fast auf der glatten Fläche ausgerutscht. Polly ging einen Schritt zu weit. Den Straßengraben an der linken Seite sah sie nicht. Sie bemerkte ihn erst, als sie bereits im Schnee versank.
»Verdammt!« schimpfte sie, drehte sich um und vernahm den erschreckten Ruf ihres Mannes.
Er stand ebenfalls im Graben, war eingesackt und hatte die Arme halb erhoben. Für seine Frau hatte Earl keinen Blick. Er starrte dem Gegenstand entgegen, der über die Straße rollte, goldgelb leuchtete und in dessen Gefüge sich ein Gesicht abmalte.
Eine riesige Fratze, die zu einem Grinsen verzogen war. Aber noch mehr war zu sehen.
Ein Mensch.
Eine Frau. Sie steckte innerhalb des Steins, lag nach hinten gedrückt, hielt die Arme angewinkelt und die Hände gespreizt. Der Hals besaß noch einen Knick, als wäre er gebrochen. Mund und Augen standen offen. Aus ihnen sprach die Panik, die die Frau in den letzten

Sekunden ihres Lebens erlebt hatte.
Das Ehepaar Brown spürte weder Kälte noch Schnee. Beide starrten nur auf den leuchtenden Stein, der menschengroß war und sich von allein bewegte.
Jetzt hatte er den Wagen erreicht. Er würde ihn zermalmen, und Earl glaubte schon, das Knirschen des Blechs zu vernehmen, denn der rollende Stein berührte bereits die Stoßstange des Fahrzeugs.
Er mußte einfach…
Die Gedanken des Mannes stockten. Was er und seine Frau zu sehen bekamen, war nicht nur unheimlich, auch unerklärbar und gleichzeitig unfaßbar.
Der Stein überrollte den Wagen, ohne daß auch nur ein Geräusch entstand.
Ein lautloser Vorhang, der gerade wegen dieser Geräuschlosigkeit einen so großen Schrecken verbreitete.
Der Opel wurde von dem Stein gefressen!
Der runde Felsbrocken walzte ihn nieder. Noch immer entstand kaum ein Geräusch. Nur der Schnee knirschte. Kein Blech verbog sich kreischend, keine Scheibe platzte, dennoch wurde das Fahrzeug aufgesaugt, und für einen Moment verzog sich das Gesicht innerhalb des Steins zu einem widerlichen Grinsen und wurde auch heller. Noch eine weitere Drehung.
Das Dach und somit das Oberteil des Wagens waren längst verschwunden. Jetzt wühlte sich der Stein weiter bis zum Kofferraum.
Und auch ihn schluckte er, während um ihn herum der Schnee tanzte, so daß die Flocken durch das helle Licht einen Schein bekamen wie Goldtaler.
Die Browns waren total verwirrt. Sie schauten dem Stein nach, der seinen Weg unbeirrt fortsetzte, als wäre nichts geschehen. In seinem Innern jedoch hatte sich einiges verändert.
Da steckte nicht nur eine tote Frau fest, sondern auch ein Fahrzeug.
Zusammengepreßt, aber deutlich zu erkennen.
Nichts hielt den Stein auf.
Er walzte vorwärts, drehte sich dabei, taute den Schnee in seiner Bahn weg und näherte sich bereits der nächsten Kurve.
Der Stein mit dem verzerrten Gesicht behielt die Richtung bei.
Wenn er so weiterrollte, würde er bald die Riesenstadt London erreichen.
Zumindest die ersten Vororte.
Polly fing sich früher als ihr Mann. Sie sah über die Straße, und nichts außer dem wirbelnden Schnee verdeckte ihren Blick.
Kein Wagen mehr.
»Das darf doch nicht wahr sein!« flüsterte sie. »Verdammt, das darf doch nicht wahr sein.« Sie schüttelte den Kopf und begann im

nächsten Augenblick zu schreien…

***

Es war fast so wie früher!

Ich hatte zuerst die Scheiben vom Schnee gesäubert und Jane danach die Tür geöffnet, damit sie in meinen Wagen steigen konnte.

Noch immer nieselte es vom Himmel.

Feine, kleine Körner, die nicht wegtauten, wenn sie einmal auf der Straße lagen. Deshalb wurden die Fahrbahnen zu regelrechten Rutschbahnen. Es würde bestimmt eine Höllenfahrt werden, die leicht mit einem Unfall enden konnte, wenn ich nicht achtgab.

Als ich eingestiegen war und die Tür zugehämmert hatte, grinste mich Jane von der Seite her an, »Ist was?« fragte ich sie und hielt den Zündschlüssel noch in der Hand.

»Nein, nichts.«

»Aber du hast Spaß, nicht?«

Jane hob die Schultern.

Ich startete. Der Bentley war lange Zeit nicht mehr benutzt worden, der Motor sehr kalt, deshalb dauerte es seine Zeit, bis er richtig lief.

Auch das Radio hatte ich eingeschaltet. Nachrichten wurden gesendet, und ich erfuhr von den ungeheuren Schneefällen im Norden unseres Landes. Da gab es nur noch wenige Straßen, die befahrbar waren.

»Da oben willst du doch nicht hin?« fragte Jane.

»Nein.«

»Und wo dann?«

»Laß dich mal überraschen.« Ich hatte das Gebläse und die Heizung eingeschaltet, um die Scheiben zu enteisen.

Bald hatte ich den »Überblick« und konnte starten. Der große Parkplatz war vom Schnee freigehalten worden. Dafür die Straßen nicht.

Auf den Hauptverkehrsadern lief es ja noch einigermaßen glatt, in den Nebenstraßen sah es schlechter aus. Ich mußte mit einigen bösen Überraschungen rechnen.

Dennoch wollte ich Jane dorthin schaffen. Je früher, desto besser.

»Ist es noch in London?« fragte sie mich.

»Ja.«

»In der City?«

»Nein.«

Sie lachte. »Weshalb bist du so einsilbig?«

»Ich muß mich auf den Verkehr konzentrieren.«

»Natürlich.« Sie bog die Finger durch und erkundigte sich, ob ich sie vielleicht zu den Conollys schaffen würde.

»Das wäre wohl das allerletzte«, gab ich zurück.

»Hätte mir aber Spaß gemacht.«
»Ja, ich weiß. Du hast schon immer eine seltsame Art von Humor besessen, Jane.«
»Das würde ich nicht so behaupten, John, wirklich nicht. Ich habe nur gesehen, daß ich über die Runden kam.«
»Auch bei Wikka?«
»Natürlich.«
Ich mußte langsamer fahren, denn vor uns hatten sich zwei Wagen ineinander verkeilt. »Ist Wikka nicht viel stärker als du?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage, und Jane Collins runzelte die Stirn.
»Wenn du mit stärker die körperlichen Kräfte meinst, dann wohl nicht«, sagte sie.
»Aber die Hexenkräfte.«
»Natürlich.«
»Wenn sie will, Jane, kann sie dich umbringen. Das sollte dir immer klar sein.«
»Ich weiß.«
»Dann wundert es mich, daß du dich nicht auf meine Seite stellst und mitmachst.«
»Ich bin eine Hexe, John!«
»Hast du eigene Pläne?«
»Möglich.« Sie ließ ein leises Lachen folgen, das bei mir leichtes Magendrücken verursachte. Ein Duell der beiden Hexen, auf dem Rücken der Menschen ausgetragen, paßte mir überhaupt nicht in den Kram. Es konnte Opfer geben.
»Jane, ich warne dich«, sagte ich leise und deutlich zu verstehen.
»Ich warne dich wirklich. Solltest du wieder Verbrechen auf deine Schultern laden, werde ich einem Gericht die Beweise liefern. Dann kannst du mir nicht mit den Ausreden kommen, die du vorhin gebraucht hast. Haben wir uns verstanden?«
»Ja, das haben wir.«
»Dann ist ja alles klar.«
Wir schwiegen. Es war mir auch recht, denn ich mußte mich voll auf das Fahren konzentrieren. Mein Bentley war mit Winterreifen ausgestattet. Das half mir ein wenig über die Tücken der Fahrbahnen hinweg. Leider rutschte ich an manchen Stellen dennoch weg, konnte der Gefahr durch Gegenlenken immer ausweichen.
Die entgegenkommenden Wagen schlichen nur so an uns vorbei.
Wenn der Schnee am nächsten Morgen nicht weggetaut war, und damit konnte man rechnen, würde es zu einem Chaos auf den Straßen kommen. Ich hatte vor, Jane in eine Pension am Stadtrand zu bringen.
Wenn Menschen geschützt werden sollten, brachte man sie dort unter.
Das Besitzer-Ehepaar arbeitete eng mit Scotland Yard zusammen, und

ihr Sohn war ebenfalls beim Yard beschäftigt.

Ich hoffte nur, daß Jane sich zusammenriß und die Leute in Ruhe ließ.

Dabei setzte ich auf die Furcht der ehemaligen Detektivin vor der Oberhexe Wikka.

Es sollte auch keine Lösung für immer sein, sondern nur eine vorübergehende. Wenn Zeit war, würden Sir James und ich gemeinsam überlegen, was weiter geschah.

Jane rauchte eine Zigarette. Sie saß in einer Haltung neben mir, als würde sie das alles gar nichts angehen. Hin und wieder schaute sie aus dem Fenster in den grauen Schneevorhang, der allmählich dünner wurde. Meine Hoffnung, daß es bald aufhörte zu schneien, wurde größer.

Ich sollte mich nicht getäuscht haben.

Minuten später schneite es tatsächlich nicht mehr. Als ich einen Blick zum Himmel warf, erkannte ich, daß der Wind die Wolken vertrieben und das Firmament blankgefegt hatte.

Sogar vereinzelte Sterne sah ich an der unendlich wirkenden Fläche verteilt.

Das alles ließ hoffen.

Plötzlich stieß Jane Collins ein zischendes Geräusch aus und setzte sich gerade hin.

Ich merkte natürlich die Veränderung ihrer Haltung und schaute kurz nach links.

Jane hatte die Zigarette ausgedrückt und die Hände zu Fäusten geballt.

Ihr Mund stand offen. Der Blick ihrer Augen war starr. Daß sie mir nichts vorschauspielerte, wußte ich genau. Ich wollte dennoch wissen, was der Grund für ihr Benehmen war.

»Ist etwas geschehen?«

»Ich weiß nicht.«

»Lüg nicht.«

»Irgendwas ist anders, John«, sagte sie mit leiser Stimme. »Ich fühle den Einfluß einer fremden Magie.«

»Wikka?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nicht Wikka. Sie hat damit nichts zu tun.«

»Was kann es dann sein?«

»Ich weiß es nicht«, gab sie ehrlich zu. »Tut mir leid. Aber man sollte achtgeben.«

Wenn Jane so sprach, hatte es keinen Sinn, noch länger zu fragen.

Deshalb schwieg ich, konzentrierte mich auf die Fahrt und warf der ehemaligen Detektivin nur hin und wieder einen forschenden Blick zu.

Ihre Haltung änderte sich nicht. Manchmal nur drehte sie den Kopf

und schaute in die verschiedensten Richtungen.

»Hast du etwas entdeckt?«

»Nein.«

Mit diesen einsilbigen Antworten konnte ich nichts anfangen. Es war eine helle Nacht geworden. Der weiße Schnee reflektierte das Licht. Ich sah auch den Mond am Himmel.

Ein Ball, der nicht ganz mit Luft aufgepumpt war und an einer Seite platt wirkte.

Noch kein Vampirwetter.

Weit hatten wir es nicht mehr. Ich mußte bis zu einer Kreuzung und dann nach links in eine kleine Straße fahren. Dort lag auch die Pension.

»Nur noch Minuten«, sagte ich zu Jane.

»Ja, ja, okay.«

»Und du willst noch immer nichts darüber sagen, was dich so beunruhigt hat?«

»Nein. Das kann ich auch nicht, weil ich es einfach nicht weiß. Da ist irgend etwas, das fühle ich, aber es hat mit Wikka nichts zu tun. Glaub mir doch.«

»Schon gut, schon gut. Wir sind ja gleich da.«

»Hier ist es?«

»Genau.«

Das Haus lag auf der linken Seite etwas zurückversetzt und besaß einen großen Vorgarten, der durch einen breiten Weg geteilt wurde. Am Anfang des Wegs standen zwei Laternen. Ihre großen Kugeln leuchteten wie gelbe Monde. Durch die Lichtwärme war der Schnee auf ihnen getaut.

Der Besitzer der Pension stand draußen und schaufelte Schnee vom Weg. Als ich den Bentley stoppte, stellte er den Schneeschieber zur Seite und schaute uns an, als wir aus dem Wagen stiegen.

Er kannte mich. »Ah, Mr. Sinclair, wie geht es Ihnen denn?«

»Den Umständen entsprechend.«

»Sie bringen wieder Besuch?«

»Ja.« Ich deutete auf Jane. »Eine junge Dame. Sie wird für einige Zeit bei Ihnen bleiben.«

Der Mann ging auf Jane zu und reichte ihr die Hand, die sie nur zögernd nahm.

»Ich bin Sam Delrose«, stellte er sich vor. »Bei mir sind Sie sicher wie in Abrahams Schoß, Miß.«

»Natürlich…«

Sam Delrose war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte.

Rund 50 Jahre alt, stand er in der Mitte seines Lebens. Er hatte helle, lustige Augen und sah die Welt sehr optimistisch.

»Dann wollen wir mal reingehen«, schlug er vor und wandte sich an

mich. »Warum haben Sie denn nichts gesagt, Mr. Sinclair? Dann hätten wir alles vorbereiten können.«

»Dazu blieb mir leider nicht die Zeit. Sie wissen ja, wie das ist, Mr. Delrose. Da überstürzen sich manchmal die Ereignisse.«

»Natürlich, wem sagen Sie das?« Er hielt uns die Tür auf. »Kommen Sie erst ins Warme.«

»Ja, danke.«

Auf einem Rost traten wir uns den Schnee von den Füßen, bevor wir die kleine Halle erreichten, wo es auch so etwas Ähnliches wie eine Rezeption gab.

»Leider ist meine Frau nicht da. Sie steckt bei einer Nachbarin und wird sich festgeredet haben. Ich sage ihr aber Bescheid, daß sie kommen soll.«

Die Hand des Mannes lag bereits auf dem Telefonhörer, als er meinen Widerspruch hörte. »Nein, bitte nicht, Mr. Delrose! Lassen Sie Ihre Frau ruhig reden.«

»Es dauerte auch nicht mehr lange.«

»Kann ich das Zimmer mal sehen?«

»Natürlich, Mr. Sinclair.« Der Mann drehte sich um und holte einen Schlüssel vom Bord. In der ersten Etage besaß das Haus vier Gästezimmer. Über eine Bogentreppe schritten wir in die Höhe. Die Pension war sehr sauber. Auch die Teppiche auf dem Boden zeigten keine Flecken. Alle Zimmer besaßen eine Dusche und eine Toilette.

Mr. Delrose Öffnete die erste Tür auf der rechten Seite. »Hier können Sie wohnen«, sagte er zu Jane.

Sie betrat als erste das Zimmer, wir folgten und sahen Jane in der Mitte des Raumes stehen. Sie schaute sich mit unbewegtem Gesichtsausdruck um. Ein Wort drang dabei nicht über ihre Lippen.

»Hat sie kein Gepäck?« fragte mich der Mann leise.

»Nein.«

Er runzelte die Stirn, hob die Schultern und wandte sich an Jane Collins. »Gefällt es Ihnen hier?«

»Ja, doch, man kann es aushalten.«

Überzeugend klang die Antwort nicht. Wir befanden uns eben nicht in einem Luxushotel.

Jane schaute mich an. »Du kannst ruhig wieder gehen, John«, sagte sie und drehte mir den Rücken zu.

»Ich sehe dann später nach dir.«

»Brauchst du nicht.«

Kaum hatten wir den Raum verlassen, als Jane ans Fenster ging, es öffnete, die Scheibe ein wenig vom Schnee säuberte und nach draußen schaute.

In der Ferne sah sie ein seltsames Leuchten, und sie wußte auch, woher es stammte.

Es war die Quelle der Gefahr…

Jane lächelte kalt. Sie hatte die Gefahr gespürt, doch sie wußte nicht, wie sie sich darstellte.

Auf jeden Fall unheimlich…

Ich verabschiedete mich von Mr. Delrose und reichte ihm dabei die Hand. Er hielt sie fest. »Gibt es noch irgend etwas, das ich unbedingt beachten muß?«

»Eigentlich nicht. Tun Sie sich aber selbst einen Gefallen und lassen Sie der Frau ihren Willen.«

»Wieso?«

»Stellen Sie sich nicht gegen ihre Wünsche.«

»Auch wenn sie gehen will.«

»Ja.«

»Das ist aber ein seltsamer Gast, den Sie uns da gebracht haben, Mr. Sinclair.«

»Sie bleibt nur für kurze Zeit.« Ich wollte gehen.

Mr. Delrose hatte noch eine Bemerkung auf der Zunge. »Hat es vielleicht etwas mit dem Polizeieinsatz zu tun, der hier in der Nähe ablief?«

Ich runzelte die Stirn. »Von welch einem Polizeieinsatz sprechen Sie?«

»Genaues kann ich Ihnen nicht sagen, aber ich sah zahlreiche Streifenwagen, die diese Gegend hier durchkreuzten. Der Schein huschte geisterhaft über die Felder.«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Vielleicht geraten Sie selbst an eine Speere.«

»Kann es nicht wegen des Schnees sein?«

»Glaube ich nicht.«

»Ich werde mal den Polizeifunk abhören. Vielleicht erfahre ich dann mehr.«

»Das wäre gut.«

Winkend ging ich zu meinem Wagen zurück. Der Weg zum Haus war freigeschaufelt worden. Auf dem Gehsteig versank ich wieder bis zu den Knöcheln im Schnee.

Ich stieg in den Wagen. Eigentlich hätte ich drehen müssen. Das tat ich nicht, sondern fuhr geradeaus weiter, um die nächste Straße zu nehmen. Der Schnee knirschte unter den breiten Reifen. Manchmal hatte ich das Gefühl, über der weißen Pracht zu schweben. Der Kontakt zum Boden war wirklich nicht der beste.

Ich erinnerte mich daran, daß ich den Polizeifunk einschalten wollte und tat es auch.

Quäkende Stimmen drangen durch den Lautsprecher. Man sprach von einer Absperrung, die auch die Hauptzufahrtstraße in die City betraf.

»Dort müßte er doch herkommen«, sagte jemand.
Meine Neugierde war geweckt worden. Ich hatte genau zugehört und wußte, welche wichtigen Straßen gesperrt werden sollten. Und die Hauptzufahrtsstraße kannte ich auch.
Mir fiel ein, daß Jane von einer Gefahr gesprochen hatte. Sollten ihre Vermutung und die Absperrung vielleicht in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen?
Eine Theorie, für die ich keine Beweise besaß, aber die Neugierde trieb mich voran.
Menschen sah ich keine. Wer es sich leisten konnte, blieb bei diesem Wetter zu Hause.
Der Bentley kroch nur so voran. Der Wind wirbelte die Schneewolken in die Höhe und schleuderte die kleinen Flocken gegen die Scheibe.
Ich erreichte die Einmündung zur Hauptstraße. Wenn man den Weg in die entgegengesetzte Richtung fuhr, gelangte man an die Themse und auch in die Nähe von Schloß Windsor.
Nicht weit entfernt hatten Polizisten eine Absperrung aufgebaut.
Ich sah das rote Warnlicht. Es flackerte intervallweise auf, und auf den Dächern der beiden Wagen drehten sich ebenfalls die Leuchten. Ein anderes Fahrzeug sah ich nicht und ließ meinen Bentley nahe an den Ort des Geschehens heranrollen.
Kaum hatte ich den Wagen gestoppt, als der Ärger auch schon losging.
Ein Polizist kam herbei. Ich ließ die Scheibe nach unten fahren und hörte schon die Stimme des Mannes. »Drehen Sie um, Sir. Hier können Sie nicht weiter.«
»Was ist denn geschehen?«
»Eine Sache, die nur die Polizei etwas angeht.«
»Dann bin ich ja richtig«, erwiderte ich und holte meinen Ausweis hervor.
Der Beamte schaute auf die Legitimation und schluckte zweimal.
»Natürlich, Sir«, sagte er mit rauher Stimme. »Bitte, kommen Sie, Mr. Sinclair! Vielleicht ist das sogar ein Fall für Sie.«
»Kennen Sie mich?«
»Man hat einiges gehört.«
»Ach so.« Ich öffnete die Tür und lachte leise. Es war leider unvermeidlich, daß sich meine Popularität im Laufe der Zeit herumsprach. Verständlich, daß ich dagegen etwas hatte, aber es war nun mal nicht zu ändern.
Der Schnee war auf der Straßenmitte schon fast weggetaut. Er sah dort schmutzig aus. Reifen hatten tiefe Spuren hinterlassen. Der Beamte brachte mich zum Einsatzleiter.
Er stand vor dem rotweißen Gitter der Straßensperre und hatte seine Hände auf die obere Kante gelegt. Andere Wagen sah ich nicht.

Erstens fuhr bei diesem Wetter sowieso kaum jemand, und zum zweiten hatten die Männer den Großraum schon abgedichtet.

»Das ist Oberinspektor Sinclair, Sir«, stellte mich der begleitende Polizist vor.

»Der Geisterjäger?«

»So ungefähr.«

Der Mann reichte mir die Hand. »Ich bin Detective Sergeant Ross Ganner, und trotz meiner Glatze nicht mit Kojak zu verwechseln.«

»Ist der nicht 'out'?«

»So ungefähr.«

»Und Sie sind 'in'.«

Ganner, ein Mann in meinem Alter, nur breiter in den Schultern und mit dunkleren Haaren strich über sein Kinn. »Ich würde auch lieber im Bett liegen, als diesem Hirngespinst nachlaufen.«

»Hat das auch einen Namen?«

Ganner nickte. »Und wie. Wir haben ihm den Namen fressender Stein gegeben.«

Ich schaute Ganner so verblüfft an, daß der Mann lachten mußte.

»Ja, so ist es.«

»Klingt wie in einem Indianer-Roman.«

»Das kann man sagen. Aber wie gesagt, es ist so. Ich selbst habe den Stein nicht gesehen und muß mich da auf die Aussagen von Zeugen verlassen.«

»Mit denen Sie nicht persönlich gesprochen haben?«

»Nein.« Ganner hüstelte. »Aber dieser Stein rollt auf London zu und nimmt alles mit, was sich ihm in den Weg stellt. Menschen, Autos, vielleicht auch Bäume. Sogar ein Gesicht soll in dem Felsbrocken zu sehen sein, das jedenfalls hörte ich.« Ganner erwartete, daß ich ihn auslachen würde, den Gefallen tat ich ihm nicht.

»Hat man eine genaue Beschreibung des Gesichts gegeben?« fragte ich statt dessen.

»Nein. Eine Fratze eben.«

»Wer hat das Gesicht denn beschrieben oder vielmehr den Stein?«

»Ein Ehepaar, das seinen Wagen verloren hat. Der Felsbrocken hatte ihn aufgesaugt.« Ganner lachte. »Wenn die Leute nicht gelogen haben, wäre das natürlich ein Hammer.«

»Aber kein guter.«

»Da haben Sie recht, Sir.«

Ich deutete die Straße entlang. In der Nähe standen auch Häuser.

Zwar nicht so dicht wie in der Stadt, doch die Menschen hatten natürlich mitbekommen, daß etwas nicht stimmte, und sie hielten sich deshalb auch vor ihren Häusern auf. »Aus der Richtung soll der Stein also kommen?« hakte ich nach.

»So ist es.«

»Und wer schiebt ihn?«
Ganner und die übrigen vier Polizisten in der Nahe lachten kratzig.
»Keiner, der rollt von allein.« Über die Schulter deutete der Sergeant nach hinten. »Fahren Sie Ihren Wagen lieber zur Seite. Sonst wird er noch gefressen.« Ganner hatte dies ernst gemeint, das sah ich seinem Gesicht an.
Ich ging wieder zurück zum Bentley und setzte ihn so, daß er auf einem Gehsteig stand.
So ganz wollte mir die Sache noch nicht in den Kopf. Da sollte es also einen oder mehrere Steine geben, die von allein rollten, ihren Weg fanden und alles, was sich ihnen als Hindernis entgegenstellte, einfach fraßen.
Das war für mich unbegreiflich und unfaßbar. Ich hatte es mir längst abgewöhnt, mich zu wundern, ich wollte nur den Felsbrocken oder die Steine sehen, denn bei dem Begriff Steine dachte ich auch an etwas anderes. An die *flaming stones*, die Flammenden Steine, die einmal so wertvoll für Myxin, den kleinen Magier, gewesen waren und nun unter die Kontrolle eines Dämons namens Arkonada geraten waren. Dies war auch ein Grund mit dafür gewesen, daß Myxin auf die andere Seite wechselte, weil er bei uns keine Chancen mehr sah.
Ich ging wieder zurück.
Einer der Beamten, er schaute durch ein Fernglas, ließ es plötzlich sinken und deutete nach vorn. »Sir«, wandte er sich an Ganner. »Ich glaube, er kommt.«
»Wo?«
»Ich sah einen Schein.«
Ganner nahm das Glas an sich und blickte hindurch. »Ja, verdammt, das stimmt. Da ist etwas Helles. Wie die Leute es beschrieben haben. So ein gelbgoldenes Schimmern, das sich zudem auch bewegt.«
»Auf uns zu?« wollte ich wissen.
Der Sergeant nickte. »Scheint so, Sir. Na, dann haltet mal eure Waffen bereit.«
Sie wollten den Stein mit Kugeln stoppen. Ich war gespannt, ob dies klappte. Eine bessere Lösung hatte auch ich bisher nicht gefunden. Die Männer holten Maschinenpistolen aus dem Wagen. Sie waren wirklich für alle Fälle gerüstet.
Die vier Polizisten legten die Läufe der Maschinenpistolen auf den Rand der Barriere. Ganner war nicht mit einer MPi bewaffnet.
Er würde nur die Befehle geben.
Es vergingen vielleicht zwei Minuten, da konnten wir den Schein bereits mit dem bloßen Auge erkennen.
Er leuchtete dort auf, wo die Straße allmählich mit der Dunkelheit verschmolz.
Schon jetzt sahen wir, daß er sehr breit war und auch die Straße

ausfüllte.
»Das ist wirklich nicht gelogen«, flüsterte Ganner. »Wer hätte das gedacht.«
Ich erwiderte nichts. Auch die Polizisten standen still. Nur der Atem dampfte vor unseren Lippen. Matt glänzte der Waffenstahl, noch lagen die behandschuhten Finger nicht am Abzug. Ganner würde den Befehl geben.
War das Licht bisher breit und auseinanderfächernd gewesen, so konzentrierte es sich beim Näherkommen direkt auf die Abgrenzungen der Straße.
Ganner schaute wieder durch das Glas. Seine Stimme klang brüchig, als er einen ersten Kommentar gab. »Verdammt, das ist wirklich ein gewaltiger Felsbrocken.«
»Mit einem Gesicht?« fragte ich.
»Und wie.«
»Können Sie das genau sehen?«
»So ungefähr.« Der Sergeant trat zurück und wandte sich an seine Männer. »Seid ihr schußbereit?«
»Ja, Sir.«
»Okay, Kameraden, dann paßt höllisch auf. Und gebt acht, daß niemand von euch in die Nähe des Steins gerät. Alles klar?«
»Yes, Sir!«
Die vier Beamten verließen ihre Plätze an der Barriere und stellten sich zu beiden Seiten dicht am Straßenrand auf.
Ihre Gesichter waren unbeweglich, doch in den Augen las ich so etwas wie Angst. Wahrscheinlich wurden sie hier zum erstenmal in ihrem Leben mit einem Phänomen konfrontiert, für das es keinerlei rationale Erklärung gab.
Und der Stein rollte. Für uns war er gut zu erkennen, und auch ich bekam eine Gänsehaut, denn er sah unheimlich aus, wie er langsam, aber sicher näherwalzte.
»Das ist doch nicht möglich!« hauchte Ganner. Er stand in meiner Nähe, hatte einen starren Blick bekommen und schüttelte zusätzlich noch seinen Kopf. »Der ist ja größer als ein Mensch.«
»Deshalb kann er sie auch verschlingen«, erwiderte ich.
»Ob man den stoppen kann?«
»Ihre MPi’s werden es kaum schaffen.«
»Wie dann?«
Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich ist der Stein mit Magie gefüllt. Um ihn zu stoppen, muß man auch Magie einsetzen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Nein.«
»Ist auch nicht tragisch. Ich verstehe es selbst fast nicht mehr«, erwiderte ich.

»Und was tun wir, wenn wir den Stein nicht stoppen können?« fragte er mich.

»Lassen wir ihn weiterrollen.«

»Damit er noch mehr Menschen umbringt?«

»Warten Sie es ab.« sagte ich.

Unbeirrt setzte der Stein seinen Weg fort. Er walzte durch den Schnee, als würde es in seinem Innern einen Motor geben, der ihn antrieb.

Vielleicht war dem auch so. Nur eben einen Motor, der nicht nach den Gesetzen der Physik lief, sondern nach denen der Schwarzen Magie.

»Achtung!« sagte Ganner. Seine Stimme zitterte leicht, ein Zeichen, wie nervös er war.

Die Männer hoben die Waffen.

»Erst schießen, wenn ich es befehle!«

»Okay, Sir!«

Mich kümmerten die Polizisten nicht, mein Interesse galt einzig und allein dem Stein.

Es war ein gewaltiger Klotz. In seinem Innern so weit erhellt, daß ich hineinschauen und auch die Gegenstände erkennen konnte, die eingeschlossen waren.

Natürlich war es nicht gerade richtig, einen Menschen als Gegenstand zu bezeichnen, aber mir fiel zuerst ein Wagen auf, den der Fels umkrallt hielt. Es war ein deutsches Fabrikat, ein Opel, und er befand sich mitten in dem seltsamen Gesicht, das den Stein in sämtliche vier Richtungen hin ausfüllte.

Grauenhaft…

Eine Höllenfratze. Augen, Mund, Nase, es war alles vorhanden.

Ich hatte das Gesicht noch nie zuvor in meinem Leben gesehen. Es zeigte menschliche Züge, obwohl es, wie ich annahm, sicherlich von einem gefährlichen Dämon stammte. Vielleicht steckte in ihm die Kraft, die den Stein antrieb.

Wenn uns der Felsen die Rückseite zuwandte, sah ich auch die in ihm eingeschlossene Frau. In einer liegenden Haltung hing sie fest.

Sie hatte die Arme halb erhoben, das Gesicht konnte ich noch nicht sehen, dazu war es zu klein.

Neben mir bewegte sich Ganner. Vielleicht noch zehn Yards war der Fels entfernt.

»Feuer!« Ganners Befehl durchbrach die gespannte Stille, und die Polizisten reagierten sofort.

Ihre Finger hatten am Abzug gelegen. Jetzt schossen sie.

Vor den Mündungen blitzte es auf. Das fahle Feuer begleitete die harten Abschüsse. Das harte, hämmernde Tack-Tack hallte durch die Stille und zerriß sie.

Ich schaute genau hin, sah die Einschläge der Kugeln, und meine Vermutung wurde bestätigt.

Wir konnten den rollenden Fels auf diese Art und Weise nicht stoppen.

Er bewegte sich weiter.

Die Kugeln prallten ab. Sie wurden zu gefährlichen Querschlägern.

Das merkte auch Ganner.

»Deckung!« schrie er und reagierte gleichzeitig mit mir. Wir warfen uns in den Schnee, denn keiner hatte Lust, von einem Querschläger getroffen zu werden.

Es wäre übertrieben gewesen, zu behaupten, das Pfeifen der Kugeln zu hören, aber sie zischten ziemlich nahe an uns vorbei und hieben in den Schnee. Dort rissen sie Löcher, stäubten das Zeug in die Höhe und spritzten uns Kristalle in die Gesichter.

»Feuer einstellen!« Ganner hatte seinen Kopf erhoben und gab den Befehl.

Die Waffen schwiegen.

Dafür schrie einer der Männer. »Verdammt, der Stein nimmt die Barriere mit!«

Wir hörten es knirschen, sprangen wieder auf, und unsere Augen weiteten sich.

Jetzt sahen wir den Fels aus der unmittelbaren Nähe. Zuerst die Rückseite, und ich erkannte auch das verzerrte Gesicht der im Gefüge eingeschlossenen Frau.

Weit hatte sie die Augen aufgerissen. Die Zunge hing noch aus dem Mund hervor, und in der nächsten Drehung sahen wir wieder die Vorderseite des Steins.

Damit auch das Gesicht des Dämons.

Verzerrt, unheimlich, mit offenen Augen, in denen ein Ausdruck zu lesen stand, den ich mit dem Begriff *wissend* umschreiben möchte. Und die Barriere verschwand.

Sie wurde nicht nur zerbrochen, sondern, wie auch der Wagen und die Frau, aufgesaugt.

Verschluckt…

Wir sahen die einzelnen Teile im Innern des Steins und konnten es nicht fassen. Mein Gesicht sprach Bände, das von Ganner ebenfalls.

Der Fels ließ sich nicht aufhalten. Yard für Yard legte er drehend zurück, walzte durch den Schnee, plättete ihn und drehte sich immer weiter.

Wir standen da und schauten ihm nach. Ich dachte nicht einmal an den Fels und an die Kraft, die ihn antrieb, sondern daran, daß ich meinen Bentley in Sicherheit gebracht hatte, so daß er nicht überrollt werden konnte. Auch die Streifenwagen waren verschont worden.

Ganner schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen«, stöhnte er.

»Verdammt, ich begreife es nicht. Das ist doch Wahnsinn, der pure… der pure …« Er schlug gegen seine Stirn und starrte dem davonrollenden Fels nach.

Seine Leute gaben keinen Kommentar ab. Allerdings stand in ihren Gesichtern zu lesen, was sie dachten, und das waren keine guten Gedanken.

»Sagen Sie doch was!« fuhr mich der Sergeant an. »Sie sind der Geisterjäger.«

»Der in diesem Augenblick keinen Rat weiß.«

Ganner streckte den Arm aus. »Wissen Sie überhaupt, wohin der Weg führt?«

»Natürlich, nach London.«

»Genau, in die City. Da gibt es Beute genug für diesen verfluchten Felsen. Wir müssen weitere Absperrungen errichten, bevor es noch zu einer Katastrophe kommt.«

»Haben Absperrungen einen Sinn?« fragte ich. »Sie sehen die Trümmer noch im Stein.«

Ganner nickte und ballte die linke Hand. »Es stimmt, die Trümmer befinden sich noch im Stein. Ach, verdammt, ich weiß auch nicht, was ich machen soll.«

»Ich verfolge ihn!«

»Sie wollen…?«

»Ja, ich bleibe ihm auf den Fersen.«

Ganner blies den warmen Atem aus. »Aber Sie werden sich selbst vernichten. Dagegen kommen Sie nicht an.«

»Warten wir es ab!«

Bevor Ganner noch weitere Fragen stellen konnte, war ich bereits auf dem Weg zum Bentley. Leider konnte ich nicht schnell laufen, zu glatt war die Fahrbahn.

Der Stein hatte bereits einen beunruhigenden Vorsprung gewonnen.

Wollte ich den Felsen einholen, mußte ich schneller und auch risikoreicher fahren.

Jetzt ärgerte ich mich, daß ich den Wagen nur zur Seite gefahren und nicht gedreht hatte. Aber man kann nicht alles perfekt machen.

Ich stieg ein und startete.

Die Straße war zum Glück breit genug, um auch einen Bentley herumzubekommen.

Ich erhaschte bei diesem Wendemanöver auch einen Blick auf Sergeant Ganner. Er stand neben der offenen Tür eines Streifenwagens und hielt einen Telefonhörer ans Ohr gepreßt.

Um mit irgendeiner Dienststelle zu telefonieren, fehlte mir einfach die Zeit. Der Stein war wichtiger. Nach dem dritten Versuch und vorsichtigem Rangieren bekam ich den Bentley in die korrekte Fahrtrichtung und nahm die Verfolgung auf.

Der Schnee taute schon auf der Straße. In der Mitte befand sich nur mehr ein Matschfilm. Die Reifen schmatzten und schleuderten das Zeug zur Seite.

Trotz der Eile fuhr ich behutsam und war sehr froh, daß die Entfernung zwischen mir und dem Fels allmählich schmolz.

Auf demselben Weg rollte ich wieder zurück. Dabei mußte ich auch die Pension passieren, in der ich Jane Collins untergebracht hatte. Jane war in diesen Augenblicken zweitrangig geworden, obwohl sie ja etwas von einer Gefahr bemerkt hatte.

Wußte sie vielleicht mehr?

Sollte ich stoppen oder nicht?

Die Entscheidung wurde mir abgenommen, denn als ich in die Nähe des Hauses gelangte, sah ich, wie eine Gestalt durch den Vorgarten lief.

Es war Jane Collins.

Sie winkte sogar.

Vorsichtig drückte ich das Bremspedal nach unten und hielt den Bentley an. Die Beifahrertür war nicht verschlossen. Jane öffnete sie und schob sich in den Wagen.

»Fahr los!« sagte sie.

»Du weißt Bescheid?«

»Kaum.«

Ich wußte, daß es nicht der richtige Zeitpunkt war, um Informationen aus Jane Collins herauszuholen. Wenn sie etwas nicht sagen wollte, hielt sie ihren Mund. So gut kannte ich sie immerhin.

»Kennst du das Ziel des Steins?« wollte ich dennoch von ihr wissen.

»Das Ziel heißt Vernichtung!«

»Kann ich mir vorstellen. Ich meine aber das eigentliche Ziel. Was bezweckt der Stein?«

»Keine Ahnung.«

Das nahm ich ihr nicht ab. Mir war eine andere Idee gekommen.

»Jane, du weißt mehr, das ahne ich. Deshalb eine Frage. Ist dieser Stein allein, oder gibt es noch welche von seiner Größe?«

»Er ist nicht allein.«

Ich schluckte. »Und wie viele sind noch unterwegs?«

»Keine Ahnung.« Sie lächelte spöttisch. »Stopp erst mal den einen, Geisterjäger. Oder versuche es zumindest. Ich bin gespannt.«

»Ja, das bin ich auch.«

Der Fels rollte weiter, der magische Motor in seinem Innern kannte keine Pause. Bisher hatten wir Glück gehabt, denn es war uns kein anderer Wagen begegnet, das aber konnte sich ändern, je näher wir Londons City kamen.

Eine Kreuzung tauchte auf.

Der Stein rollte hinüber. Ich wollte ihm folgen, als von links ein

Wagen heranfuhr. Es war eines dieser Abschleppfahrzeuge, die bei so einem Wetter Hochbetrieb hatten.

Der Fahrer nahm kaum Rücksicht. Das Fahrzeug war mit Reifen ausgerüstet, die jeder Witterung trotzten. Das grelle Hupsignal erreichte auch meine Ohren.

Ich bremste.

Leider ein wenig zu hart, so daß der Bentley noch weiterrutschte und ich befürchten mußte, den anderen Wagen zu rammen.

Das Schicksal wurde mir zum Glück erspart. Haarscharf glitt der Abschleppwagen vorbei. Auf seiner Ladefläche stand ein dunkler Volvo, bedeckt mit einer Haube aus Schnee.

Die Reifen des Fahrzeugs schleuderten als letzten Gruß noch Schneematsch gegen die Frontscheibe, die ich mit den Scheibenwischern wegputzte.

»Der fuhr viel zu schnell!« schimpfte ich.

»Den Grund kannst du sehen«, erwiderte Jane Collins trocken.

»Schau nur mal nach links.«

Das tat ich auch.

Meine Augen weiteten sich. Ach, du lieber Himmel! Jane hatte davon gesprochen, daß mehrere Steine unterwegs waren.

Einen zweiten sah ich. Er rollte auf uns zu und war bereits so nahe, daß ich ihm nicht mehr ausweichen konnte.

Morg Behan torkelte in das Haus. Im Flur ließ er sich gegen die Wand fallen, drückte die Stirn an einen kleinen Spiegel und flüsterte immer wieder: »Das habe ich nicht gewollt. Verdammt, das habe ich nicht gewollt. Hätte sie doch nur auf mich gehört!«

Aber Ellen hatte es nicht getan. Jetzt war sie verloren. Eingeschlossen in diesem verdammten Stein, und er, Morgan, trug daran die Schuld. Er hatte den Zauber ausgelöst. Was für ihn als Spielerei begann, war zu einem tödlichen Ernst geworden, denn die Steine nahmen keinerlei Rücksicht.

Die Tür stand noch offen. Der Wind wehte Schnee in den Flur. Es waren die feinen Körner, die auf der Schneedecke lagen. Vom Himmel fiel die weiße Pracht nicht mehr.

Es dauerte Minuten, bis sich Morg Behan wieder gefangen hatte.

Dann begann er zu überlegen.

Das Grauen war nicht mehr zu stoppen. Es würde London erreichen und alles vernichten, was sich ihm in den Weg stellte. Aber konnte er das mit seinem Gewissen vereinbaren? Mußte er die Menschen nicht vor den verfluchten Steinen warnen?

Eigentlich wäre es seine Pflicht gewesen. Tat er dies, war seine große Aufgabe natürlich in Frage gestellt.

Da er zu keinem Entschluß gekommen war, warf er zunächst einmal die Haustür zu. Behan hoffte nur, daß es keine Zeugen gegeben hatte,

denn zunächst mußte er einen Plan gefaßt haben, danach wollte er weitersehen. Morg Behan war kein großer Trinker, als Berufsfahrer konnte er sich das nicht erlauben, aber wenn er zu Hause war, wußte er genau, wo der Schnaps stand.

Auch wenn fünf Jahre vergangen waren…

Er ging in die Küche. Dort stand noch immer der alte, von ihm mit heller Farbe angestrichene Schrank, der aus zwei Teilen bestand. Einem Ober- und einem Unterteil.

Morg Behan zog die rechte Tür des Oberschranks auf, sah Porzellan und auch eine Flasche.

Leider war es kein Whisky. Nur Rum. Ihn hatte sich Ellen in den Tee gekippt.

Behan nahm sich nicht erst die Zeit, noch ein Glas zu holen. Er schraubte die Flasche kurzerhand auf und setzte sie an den Mund.

Der Rum gluckerte in seinen Hals und verbreitete eine wohlige Wärme in der Magengegend.

Besser wurde es ihm auch nicht. Mit einem angeekelten Zug um den Mund stellte er die Flasche wieder zur Seite und stützte beide Hände auf das Unterteil des Schranks.

Schwer drang der Atem über seine Lippen. Sogar Speichel floß heraus und tropfte nach unten. Das alles interessierte ihn nicht. Er dachte nur darüber nach, was er unternehmen sollte.

Er selbst konnte nicht viel tun. Behan hatte Wind gesät und Sturm geerntet.

Die Steine waren losgelassen, nun mußte sie jemand stoppen.

Aber wer?

Er lachte rauh. »Verdammt, es gibt keinen. Sie sind einfach zu mächtig, viel zu stark. Die kann keiner aufhalten, die vernichten alles. Ob Mensch, Tier, ob Häuser ob…« Ihm fiel nichts mehr ein. Er drehte den Kopf und sich selbst, damit er die Küche verlassen konnte. »Ellen!« stöhnte er, »warum bist du nur so dämlich gewesen? Weshalb hast du nicht auf mich gehört, verflucht!« Voller Wut schlug er mit der Faust gegen die Wand.

Erst als der Knochen schmerzte, hörte er auf, wankte zu einem Sessel und ließ sich hineinfallen. »Fünf Jahre!« keuchte er. »Fünf Jahre habe ich gebraucht, und dieses Weib macht mir durch seine verfluchte Neugierde alles kaputt.« Er schüttelte den Kopf und stemmte sein Kinn auf beide Handflächen. »Fünf Jahre habe ich benötigt, um die Meteoriten zu finden. Ich wußte, daß es sie gegeben hatte und wollte endlich die Früchte ernten.« Er setzte wieder einen wilden Fluch hinterher, ohne allerdings zu einem Ergebnis zu kommen.

Der Sessel ließ sich kippen. Morg Behan betätigte die Mechanik und fiel nach hinten. In dieser Stellung konnte er besser nachdenken. Sein Mund bewegte sich dabei, als wollte er etwas essen, dann hob er die

Schultern und drehte sich nach links, um den Sessel verlassen zu können. Ein wenig unsicher stand er auf den Beinen und mußte zugeben, daß er doch einen Schluck zuviel genommen hatte. Normalerweise hätte er die Menge leicht verkraftet, aber in seiner Verfassung war der Alkohol nicht gut gewesen. Deshalb fühlte er sich auch schwindlig, und als er ging, hatte er das Gefühl, zu schweben.

Es schellte.

Morg Behan zuckte zusammen. Ausgerechnet jetzt kam jemand.

Sollte er so tun, als wäre niemand zu Hause? Nein, das hatte keinen Sinn, der Wagen stand vor der Tür.

Also Öffnete er.

Eine Nachbarin schaute ihn an. Ihre Augen waren groß. Das Gesicht zeigte einen Ausdruck, der zunächst Erschrecken, dann aber das Entsetzen widerspiegelte.

»Mr. Behan«, flüsterte die Frau und ging zwei Schritte die Treppe hinab.

»Ja. Und?«

»Wie kommt es, daß Sie…«

»Daß ich hier bin?«

Die Frau im dicken Wintermantel und mit dem Tuch um den Kopf nickte heftig.

»Ich hatte keine Lust mehr.«

»Aber… aber … wo waren Sie denn?«

Behan reckte drohend den Kopf. »Das will ich Ihnen sagen. In der Hölle«, erklärte er dumpf.

Die Nachbarin schlug ein Kreuz. »Sie versündigen sich!« erwiderte sie flüsternd, machte auf dem Absatz kehrt und rannte fluchtartig davon.

Mit diesem Mann wollte sie nichts mehr zu tun haben.

Morg Behan grinste schief und schlug die Tür zu. Das neugierige Weib war er los.

Die anderen Probleme nicht!

Wie sollte er jetzt reagieren? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Polizei einzuschalten. Die Geister, die er gerufen hatte, wurde er nicht mehr los. Da erging es ihm wie Goethes Zauberlehrling.

Die Polizei! Er lachte selbst darüber, denn gute Erfahrungen hatte er nicht mit ihr gemacht. Ein paarmal war er angehalten worden, hatte Strafzettel bekommen und sich den Beamten gegenüber stets als renitent gezeigt.

Da gab es auch andere. Die Kriminalen, wie er immer behauptete. Im Klartext hieß dies Scotland Yard. Wenn er sich mit denen in Verbindung setzte, war das vielleicht besser. Von dem Verschwinden seiner Frau brauchte er ja nicht gerade etwas zu erwähnen, die Leute sollten nur seinen guten Willen sehen.

Ja, die Idee war gut. Sogar ausgezeichnet. Er nickte sich selbst Beifall

zu.

Die Nummer wußte er nicht auswendig. Er mußte sie erst heraussuchen. Das Telefon stand im Wohnraum. Als Behan wählte, merkte er, wie die Hand zitterte. Er war doch nervös. Eine nett klingende Frauenstimme meldete sich und fragte nach den Wünschen des Anrufers.

»Hör zu, Mädchen, was ich dir jetzt sagen werde, haut dich vom Sessel. Und spitz genau die Ohren…«

Morg Behan wußte genau, daß er mit seinem Anruf eine Lawine in Gang gesetzt hatte.

***

Was konnten wir noch tun?

Der Stein kam von links, also von der Beifahrerseite. Bei normalen Straßenverhältnissen wäre ich sicherlich gut, schnell und sicher weggekommen. Hier sah es anders aus, da gelang mir nur ein langsames Anfahren.

Der Wagen war zumindest verloren.

»Raus, Jane!« rief ich.

»Natürlich«, erwiderte die Hexe, wobei sie noch lachte, als sie den Wagenschlag aufstieß.

Ich verstand Jane Collins nicht und hatte auch nicht die Zeit, länger darüber nachzudenken. Ich mußte aus dem Bentley und dem Felsen entkommen.

Adieu, altes Schätzchen, dachte ich und drückte die Tür auf.

Gleichzeitig drehte ich mich schon nach rechts, damit ich schnell aus dem Fahrzeug kam. Ich hatte sofort Kontakt, stützte mich noch ab und katapultierte mich nach vorn, der gegenüberliegenden Straßenseite zu, wobei ich auf dem Schneematsch ausrutschte.

Ich wollte nach Jane schauen, rechnete sogar damit, sie irgendwo in der Nähe zu finden und bekam große Augen, als ich sah, was sie tatsächlich tat.

Sie stand auf der Straße. Im rechten Winkel zum Bentley, hatte beide Arme ausgestreckt und schaute dem allmählich näherrollenden Stein entgegen.

Sie wirkte so, als wollte sie ihn aufhalten. Ein Zwerg gegen einen Goliath aus Fels.

Ich verstand sie nicht.

»Ja, weg!« brüllte ich.

Sie dachte nicht daran. »Nein, Geisterjäger, ich werde nicht gehen. Ich bleibe.«

»Aber der Stein!«

Da lachte sie und verspottete mich. »Jetzt kannst du erleben, wozu eine Hexe fähig ist, und du wirst bestimmt verstehen, daß ich keine

Lust mehr habe, so zu werden wie früher. Wikka hat mir tatsächlich einiges beigebracht. Dieser Stein ist eine gute Übung für mich.« Sie lachte wieder.

Ich tat nichts. Mein Erstaunen war unbeschreiblich, als ich Jane beobachtete, während der Stein auch seine letzte Drehung hinter sich brachte, um Jane Collins zu erreichen.

Kontakt!

Jetzt mußte er sie niederwalzen.

Ich vergaß zu atmen, denn die Vorgänge waren nicht nur rätselhaft, auch unbegreiflich.

Jane Collins stoppte den Fels!

Dieses Ding, das fast doppelt so groß wie die ehemalige Detektivin war, wurde von ihr angehalten. Dabei blieb Jane so, wie sie war, sie änderte nicht ihre Stellung. Nur etwas geschah.

Ihre Hände wurden grün.

Eine widerlich giftgrüne Farbe nahmen sie an, als sie mit dem Fels in Berührung gekommen waren und Jane ihren Oberkörper nach vorn drückte, als wollte sie den Stein nach hinten schieben.

Mein Blick glitt über ihren Kopf hinweg, denn nun wollte ich das Gesicht innerhalb des Felsens sehen.

Es war noch immer vorhanden, doch es hatte sich verzerrt. Qual und Schmerz zeichneten sich auf ihm ab. Von beiden Seiten wirkten Kräfte auf das Gesicht und drückten es so zusammen, daß es eine flaschenähnliche Form annahm. Für mich ein kaum zu fassender Vorgang. Ich wußte nicht, welche Magie Jane Collins eingesetzt hatte, es mußte eine sehr starke sein, sonst hätte sie den Stein nicht stoppen können.

Wirklich phänomenal.

Und sie sprach dabei.

Urige, heisere Worte, ausgestoßen in einer Hexensprache, die ich zum erstenmal hörte. Jane Collins war wirklich eine gelehrige Schülerin gewesen.

Das Gesicht konnte dieser magischen Beschwörung nichts Gleichwertiges entgegensetzen.

Es zerfloß und zerfaserte immer stärker, wurde noch mehr zusammengedrückt und war schließlich nur noch ein blasser schmaler Fleck innerhalb des Felsens.

Keine Bösartigkeit mehr, keine grausamen Blicke, vor mir stand ein normaler Felsblock, dessen Leuchten auch zurückging und der plötzlich zerplatzte.

Es begann mit einem Knacken und Reißen im Gestein, Risse und Spalten zeigten sich, zuerst breit wie Finger, dann die Stärke einer ganzen Hand annehmend.

Auch das Gesicht wurde zerrissen. Die Spalten drangen tief, wie mit

einem Messer eingeschnitten. Stirn, Augen, Nase das alles zerbrach, wurde auf schaurige Art und Weise demontiert, so daß zum Schluß das Gesicht zusammenkrachte.

Zurück blieb Staub…

Kein Felsen mehr, kein Gesicht. Nur ein grauer Belag im Schnee, der kein goldenes Schimmern mehr aufwies. Jane Collins hob den rechten Fuß und stach die Spitze in den Staub. Sie rührte mit dem Fuß herum, drehte sich und schaute mich an.

Ich nickte anerkennend.

Sie tat überheblich. »Tja, Geisterjäger«, erklärte sie mit arroganter Stimme. »So macht man das. Ich kann sagen, es war eine meiner leichtesten Übungen. John, du hättest es nicht geschafft, nicht wahr?«

»Nein, das gebe ich zu.«

Sie kam so weit vor, bis sie mich erreichte. Lässig tippte sie gegen meine Brust. »Man sollte dir den Titel Geisterjäger aberkennen, du Versager«, erklärte sie mir. »Ich habe dich wirklich für stärker gehalten.«

»In der Träne des Teufels hat es anders ausgesehen«, konterte ich.

»Das ist vergessen.«

»Für mich nicht.«

»Das kannst du halten wie ein Dachdecker, John.« Noch einmal grinste sie mich an und trat gegen den linken Vorderreifen. »Sei froh, daß ich dir deine alte Schaukel gerettet habe.« Ein kratziges Lachen fügte sie noch hinzu.

Dann ging sie weg.

Einfach so…

Ich stand da wie ein dummer Junge. Erst als Jane den Bentley passiert hatte, rief ich sie an. »He, Moment, wo willst du jetzt hin?«

Ohne sich umzudrehen, erwiderte sie: »Geisterjäger können und dürfen alles essen, aber nicht alles wissen.«

Ich hielt sie nicht auf. Eine Person wie Jane Collins konnte man zu nichts zwingen. Sie hatte mir nur beweisen wollen, was in ihr steckte, und das hatte sie tatsächlich geschafft, wobei sie nebenbei auch noch den Bentley gerettet hatte. Vielleicht eine kleine Wiedergutmachung für meine Lebensrettung in der Träne des Teufels, als man sie in einen Topf mit heißer magischer Flüssigkeit hatte werfen wollen.

Wie es mit Jane weitergehen würde, stand in den Sternen.

Wahrscheinlich wußte es nur sie selbst. Ich hätte natürlich gern erfahren, was sie für Pläne hatte, dafür war jetzt allerdings nicht die Zeit. Andere Probleme drängten sich in den Vordergrund.

Die Steine!

Wo kamen sie her? Wer hatte sie geschickt? Brennende Fragen, auf die ich unbedingt Antwort finden mußte. Ein Stein war vernichtet worden, wie viele dieser magisch aufgeladenen Felsen noch durch die

Straßen rollten, wußte niemand zu sagen.

Zudem mußte es auch jemand geben, der die Verantwortung für all den Schrecken trug.

Zwei Zeugen waren mit dem Leben davongekommen. Hatte es Sinn, sie zu befragen? Wahrscheinlich wußten sie nicht mehr als ich. Ich hörte einen Piepton und wurde in Alarmstimmung versetzt, denn das Geräusch war aus meinem Wagen geklungen. Wenn es ertönte, dann »brannte« es irgendwo lichterloh.

Mehr rutschend als gehend näherte ich mich dem Wagen, hämmerte zuerst die Beifahrertür zu, stieg dann ein und sah zu, daß mein Bentley kein Verkehrshindernis mehr war. Langsam ließ ich ihn vorrollen und stoppte neben einem Schneehaufen, in den sich die vordere Stoßstange hineindrückte.

»Sinclair!« meldete ich mich.

»Na endlich!« vernahm ich die metallisch klingende Stimme meines Chefs. »Wo treiben Sie sich herum?«

Wenn der Alte so redete, dann war ihm etwas schwer auf den Magen geschlagen und sein Pillenverbrauch stieg wieder. »Ich hatte Jane Collins weggeschafft.«

»Vergessen Sie die Hexe. Andere Dinge sind wichtiger. Haben Sie schon einmal von fressenden Steinen gehört?«

»Ich bin ihnen soeben begegnet, Sir.«

Jetzt war er sprachlos. »Was?« ächzte er.

»Ja. Sie können es als Schicksal oder als Zufall betrachten. Jedenfalls hatte ich das Glück, den Weg der Steine zu kreuzen.«

»Sie sprechen in der Mehrzahl.«

»Ja, Sir, es sind mehrere.«

»Wie viele genau?«

»Das habe ich leider noch nicht feststellen können. Aber alle Steine scheinen sich der City von London zu nähern, was natürlich fatal werden kann.«

»Ja, da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Wenn Sie keine Spur haben, wir kleben bereits an einer.«

Ich horchte auf. »Welche ist das, Sir?«

»Haben Sie schon mal von einem Mann namens Behan gehört? Morgan Behan?«

Ich dachte kurz nach. »Nein, Sir, ein Morgan Behan ist mir noch nicht untergekommen.«

»Mir bisher auch nicht. Aber dieser Mann scheint über das Rätsel der Steine Bescheid zu wissen. Er hat uns sogar angerufen. Wir lassen ihn momentan abholen. Ein Hubschrauber ist unterwegs. Kommen Sie so rasch wie möglich zum Yard. Ihr Partner Suko ist auch unterwegs. Und beeilen Sie sich.«

»Sie kennen das Wetter, Sir?«

»Keine Ausreden. Sie haben freie Bahn. Zudem sind wir dabei, die wichtigsten Straßen in Richtung City sperren zu lassen. Diese Felsen sind unberechenbar.«

»Sir, das habe ich bemerkt.«

»Okay, ich erwarte Sie also.«

»Natürlich.« Damit war das Gespräch beendet. Ich startete wieder und gab Gas.

Der Schnee taute langsam weg. Er bildete eine graue Masse, die zu einer gefährlichen Rutschfläche wurde.

Sir James hatte von einem Hubschrauber gesprochen, mit dem der Zeuge abgeholt werden sollte.

Die Maschine sah ich sogar. Sie flog links von mir und schwebte dicht über den Dächern der Häuser hinweg. Die Positionsleuchten blinkten intervallweise wie Glühwürmchen, die eine dunkle Nacht erhellen wollten. Eins wußte ich.

Der Zeuge würde früher beim Yard sein als ich.

***

Suko traf ich auf dem oberen Gang. Er stand neben einem Automaten und holte Tee.

»Da bist du ja«, begrüßte er mich. »Alles wartet auf dich.«

»Ihr hättet mir ja einen Hubsschrauber schicken können.«

Suko nickte. »Wäre wirklich am besten gewesen. Ist die Fahrt ohne Blechschaden verlaufen?«

»So einigermaßen.«

Ich schaute zu, wie Suko seinen Becher unter dem Ausguß des Automaten wegnahm. Die paar Sekunden hatte ich noch Zeit, um mir einen Kaffee zu holen.

»Sag mal«, sagte Suko zwischen zwei Schlucken und dem Verziehen seines Gesichts. »Ist dir unterwegs noch ein Stein begegnet?«

»Nein.«

»Und die sehen wirklich so aus, wie sie beschrieben worden sind?«

Ich zog mit spitzen Fingern den Becher weg. Er war wieder viel zu heiß. »So sehen sie aus, mit Gesichtern und alles verschluckend, was sich ihnen in den Weg stellt.«

Nebeneinander schritten wir auf Sir James Powells Büro zu. »Hat der Zeuge schon was gesagt?« fragte ich.

»Nur Angaben zu seiner Person.«

»Das wird sich hoffentlich ändern.« Mit diesen Worten stieß ich die Tür zum Büro meines Chefs auf.

Zwei Augenpaare schauten uns an. Eines davon hinter geschliffenen Brillengläsern hervor. Das war Sir James.

Der andere Mann mußte demnach Morg Behan sein.

Er war ein kräftiger Typ. Man sah ihm an, daß er sich viel an der

frischen Luft bewegte. Die Lederjacke hatte er ausgezogen und hinter sich über die Stuhllehne gehängt. Er trug eine Cordhose und ein Hemd aus dickem Baumwollstoff. Wohl fühlte er sich nicht, das war ihm genau anzusehen.

»Da sind Sie ja«, empfing mich Sir James und stellte mich Morg Behan vor. Wir reichten uns die Hand. Ich lächelte knapp, knöpfte meine Jacke auf und nahm ebenfalls Platz.

Sir James kam sofort zur Sache. »Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren«, erklärte er. »Bisher hat uns Mr. Behan nicht viel berichtet. Ich hoffe, daß sich dies ändern wird. Nicht wahr?«

Der Mann hob die Schultern.

»Aber Sie wissen über die Steine Bescheid?« fragte ich.

»Ja, natürlich. Ich habe ja einen Stein mitgebracht.«

Zuerst wollte ich die Antwort nicht glauben, bis ich in die ernsten Gesichter der übrigen beiden Anwesenden schaute. »Wie war das möglich? Sie konnten ihn doch nicht tragen?«

»Nein, das nicht. Ich transportierte ihn auf einem Lastwagen her.«

»Und von wo?«

»Mr. Behan kommt aus Kanada«, erklärte mir Sir James, »das haben wir inzwischen erfahren können.«

Jetzt war ich es, der Überraschung zeigte. »Kanada!« murmelte ich.

»Das kann ich mir kaum vorstellen. Und Sie haben den Stein mitgebracht.«

»Ja, auf einem Frachter.«

»Nur den einen?«

Er senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Nein, es waren sechs Steine!«

Tief atmete ich durch. Es war kein erleichterndes Atmen. Einen Stein hatte ich vernichtet, demnach waren noch fünf übrig, die London in eine Hölle verwandeln konnten.

»Wissen Sie, was Sie damit angerichtet haben, Mr. Behan?« fragte ich weiter.

Er nickte. »Natürlich. Die Sache ist mir über den Kopf gewachsen.«

»Haben Sie die anderen Steine auch transportiert?«

»In Containern.«

»Okay, dann waren Sie in England«, nahm Suko den Faden auf.

»Aber wie haben Sie die Steine weitergeschafft.«

»Einen nahm ich mit auf einen Lastwagen. Die anderen ließ ich in den Containern.«

»Wo sie nicht mehr sind!« erklärte ich scharf. »Ich habe zwei Steine schon gesehen.«

»Ich hätte vorher wissen können, daß sie sich selbständig machen.«

»Wie ist das möglich?«

Jetzt hob Behan die Schultern. »Ich kann Ihnen keine genaue Erklärung geben. Vielleicht würden Sie mir nicht glauben, weil es

einfach zu unwahrscheinlich ist.«
»Versuchen Sie es trotzdem.«
»Nun ja, es ist so. Ich war in Kanada. Fünf Jahre lang. Ein Freund hatte mich angerufen. Er ist vor Jahren ausgewandert, weil er das Abenteuer liebte. Wir standen jedoch weiterhin in Verbindung, denn er hatte mir damals gesagt, daß er einem Geheimnis auf der Spur sei. Er redete von dämonischen Steinen und von außerirdischen Wesen.«
»Soll das heißen, daß die Steine nicht von dieser unserer Erde stammen?«
Sir James hatte die Frage gestellt und bekam ein Nicken zur Antwort, daß der Mann sofort relativierte. »Es ist durchaus drin. Das alles wollte mir mein Freund erklären. Er kam aber nicht mehr dazu, weil er plötzlich starb.«
»Und Sie hatten die Steine«, sagte Suko.
»Richtig. Ich wußte nicht, was ich damit machen sollte. Erst als ich eine Art Testament meines Freundes las, wurde mir einiges klar. Darin stand etwas von einer Macht. Daß die Steine mehr als außergewöhnlich waren und aus dem Weltall stammten oder einer anderen Dimension, wie er schrieb. Von einem Planet der Magier.«
Behan schaute uns an.
»Das stand da wörtlich drin.«
»Und Sie haben es geglaubt?« fragte Sir James.
»Was sollte ich machen?« Behan hob die Schultern. »Mein Freund war kein Aufschneider. Er vermachte mir Gold, so daß ich sein Testament erfüllen konnte.«
»Wieso?«
»Ich mußte die Steine nach England schaffen. Das war sein letzter Wunsch. Es war zwar mühevoll, aber für Geld bekommt man eben fast alles. Die Steine wurden auf die Insel gebracht.«
»Und dann?«
»Wie gesagt, ich nahm einen mit auf die Ladefläche eines Lastwagens und fuhr damit nach Hause. Die anderen ließ ich eben in den Containern. Soviel zu den Steinen.«
»Das reicht mir nicht«, erklärte ich. »Denn ich hätte gern gewußt, wie es möglich ist, daß sich die Steine selbständig gemacht haben. Das will mir einfach nicht in den Sinn.«
»Da kann ich Ihnen auch nicht helfen.« Behan senkte bei dieser Antwort den Kopf.
Er log.
Sir James, Suko und ich schauten uns an. Es gab für uns keinen Zweifel, daß er nicht die Wahrheit sprach. Er mußte sich mit den Steinen beschäftigt haben.
»Weshalb sagen Sie uns nicht die volle Wahrheit, Mr. Behan?« fragte Sir James. »Das Kind ist in den Brunnen gefallen. Sie tragen daran

einen Großteil der Schuld. Jetzt sollten Sie uns dabei helfen und alles tun, was in ihren Kräften steht.«

»Das habe ich.«

»Nein, Mr. Behan. Sie haben die Steine zu uns geschafft. Sie wissen über sie Bescheid. Sie kennen ihre Funktion. Sie müßten auch wissen, wie man sie stoppen kann. Überlegen Sie! Es sind sechs unterwegs. Sechsmal das Grauen…«

»Fünf«, präzisierte ich. »Ein Stein wurde vernichtet.«

Sir James war überrascht. »Von Ihnen? Wie haben Sie das denn geschafft, John?«

»Ich war es nicht, sondern Jane Collins.«

Mein Chef nickte. »Da kommen wir später noch darauf zu sprechen.«

»Natürlich.«

»Wieder zu Ihnen, Mr. Behan. Daß Sie die Steine mit nach London geschafft haben, muß doch einen Grund gehabt haben. Man schleppt keine Felsen einfach so mit.«

»Ich wollte das Testament meines Freundes erfüllen. Er bat darum, die Steine nach England schaffen zu lassen.«

»Und weshalb?«

»Er selbst stammte aus diesem Land.«

»Das ist doch kein Grund«, warf ich ein. »Hat er das Land gehaßt?«

»Nein. Aber ich las, daß es dort einige Menschen geben würde, die sich die Zähne an diesen Steinen ausbeißen. Klar?«

Eine Weile schwiegen wir, bis Sir James nickte. »Da hatte Ihr toter Freund sogar recht. Hier gibt es tatsächlich einige Menschen, die sich die Zähne daran ausbeißen könnten. Nämlich wir. Waren wir gemeint? Hat er Namen genannt?«

»Ja, den Namen dieses Mannes hier!« Während der Antwort deutete Behan auf mich.

Ich war überrascht. »Dann hätte er mich kennen müssen.«

»Vielleicht.«

»Hat er genau gesagt, John Sinclair?«

»Nein, er sprach von einem Geisterjäger, der in London wohnen soll. Das war alles.«

»Wie hieß Ihr Freund denn?«

»Simon Garfield.«

Ich schüttelte den Kopf. »Den Namen habe ich nie gehört. Darunter kann ich mir nichts vorstellen. Du etwa, Suko?«

Auch mein Freund verneinte.

»Weshalb sollen wir uns die Zähne daran ausbeißen?« erkundigte sich Suko. »Er muß doch einen Grund gehabt haben, uns zu hassen.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es hing vielleicht mit dem Planet der Magier zusammen, von dem er immer sprach.«

»Und auch Aufzeichnungen hatte.«

»Ja.«
»Wo sind die jetzt?«
»In meiner Wohnung. Ich habe sie nicht mitgebracht, weil es für mich nicht interessant war. Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß ich auch nicht zu Ihnen gekommen wäre, wenn das nicht passiert wäre…« Er schüttelte den Kopf und schwieg.
Wir aber hakten nach. »Wenn was passiert wäre?«
»Ach, es ist nichts.«
»Legen Sie die Karten auf den Tisch, Mr. Behan!« fuhr Sir James den Mann an. »Sie wissen selbst, welch ein Unheil Sie angerichtet haben. Ich will nun von Ihnen volle Auskünfte. Also, was genau ist da passiert?«
»Der Stein hat einen Menschen geschluckt«, erwiderte Behan mit leiser Stimme.
»Das habe ich bemerkt«, sagte ich. »Und zwar war es eine Frau, die ihm zum Opfer fiel.«
»Ja«, flüsterte Behan. »Meine Frau. Ich… ich konnte sie nicht mehr retten.«
Wir waren sprachlos. Dann hatte dieser Mann zugesehen, wie seine Frau starb! Unwahrscheinlich, unglaublich.
»Haben Sie denn nicht den Versuch unternommen, wenigstens etwas zu tun?« wollte ich wissen.
»Schon, aber…«
»Reden Sie weiter!« forderte Sir James.
»Ich konnte nicht.« Behan berichtete uns die Geschichte. Wenn er nicht ein hervorragender Schauspieler war, dann tat es ihm tatsächlich leid, was da geschehen war. »Ich kann mich von einem Arzt untersuchen lassen. Der Doc wird Ihnen erklären, daß ich Sie hier nicht anlüge. Ich bin gestürzt und konnte mich kaum bewegen.«
»Wir können Ihnen das Gegenteil nicht beweisen«, faßte Sir James zusammen, »und wollen das erst einmal so hingestellt sein lassen. Aber zu etwas anderem. Die Steine bewegen sich auf London zu. Haben sie ein bestimmtes Ziel?«
»Ich weiß es nicht…«
»Mr. Behan, Sie haben sich damit beschäftigt«, sagte Sir James.
»Sie müssen etwas wissen.«
»Nein!« Die Antwort klang gequält. »Ich hörte nur von einem Planeten der Magier, und die Steine sind aus ihm herausgefallen. Es sind Meteoriten, das hat auch mein toter Freund immer behauptet. Er sagte ferner, daß sie aus einem Material bestünden, das es auf der Erde nicht gibt.«
So kamen wir nicht weiter. Das sahen Sir James, Suko und ich ohne weiteres ein.
Der Superintendent hob einen Bleistift auf und spielte mit ihm.

»Wissen Sie, John, dieser Mann kann oder will uns nichts sagen. Wir müssen uns darauf einstellen, die Steine zu vernichten.« Er drehte den Bleistift, so daß die Spitze auf mich zeigte. »Diese Aufgabe werden Sie übernehmen. Die Steine sind praktisch Ihre Freunde im negativen Sinne. Verstehen Sie mich da richtig.«

»Natürlich, Sir.«

»Dann unternehmen Sie etwas, denn Sie haben ja erlebt, wie ein Stein zerstört werden konnte.«

»Das war nicht ich, sondern Jane Collins.«

»Gut. Setzen Sie sich mit Jane Collins in Verbindung. Sie wird uns zur Seite stehen.«

»Glauben Sie wirklich, Sir?«

»Natürlich. Weshalb hat sie dann den einen Stein vernichtet?«

»Es sollte eine Demonstration der Macht werden«, antwortete ich. »Sie tat es nicht aus reiner Menschenfreude oder irgendwelchem Mitleid.«

Der Superintendent winkte ab. »Die Motive spielen hier keine Rolle mehr. Für mich ist wichtig, daß sie die Steine zerstört. Bringen Sie die ehemalige Detektivin dazu!«

»Ich werde es versuchen«, sagte ich und stand auf. »Darf ich mal Ihr Telefon benutzen?«

»Natürlich.«

Die Nummer der kleinen Pension kannte ich zwar nicht auswendig, aber unser Computer in der Zentrale hatte sie gespeichert. Ich war gespannt, ob es klappte.

Verbindung bekam ich. Nur als ich nach Jane Collins fragte, erhielt ich von Mr. Delrose eine negative Antwort. »Tut mir leid, Sir, Ihr Schützling hat sich nicht wieder blicken lassen.«

Das überraschte mich nicht einmal mehr. »Ja, damit habe ich gerechnet«, sagte ich leise. »Haben Sie keinen Anhaltspunkt, wohin Miß Collins gegangen sein könnte?«

»Nein, den habe ich nicht.«

»Sie hat also nichts gesagt?«

»Wirklich nicht, Sir!«

»Ich danke Ihnen.«

Als ich mich umdrehte, schaute ich in betretene Gesichter. Selbst Morg Behan zeigte sich zerknirscht. »Damit ist diese Hoffnung geplatzt«, erklärte ich. »Jane Collins hält sich bewußt zurück. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir es bei ihr nicht mit einem Menschen, sondern mit einer Hexe zu tun haben. Jane steht nicht voll auf unserer Seite.«

»Man hätte sie in der anderen Dimension lassen müssen«, erwiderte Sir James hart.

»Das sagt sich so leicht.«

Mein Chef ging auf meine Worte nicht näher ein. Er wandte sich wieder Morg Behan zu. »Und Sie haben wirklich nicht die Spur eines Verdachts, wo die Steine sich konzentrieren könnten?«

»Nein, Sir.«

Das Telefon meldete sich. Sir James hob ab, hörte zu und wechselte seine Gesichtsfarbe. Wenn er blaß wurde, war wirklich etwas im Busch, das kannte ich.

»Was ist geschehen?« fragte ich, nachdem er aufgelegt hatte.

»Die Steine haben London erreicht«, erwiderte er leise.

»Und? Hat es Opfer gegeben?«

»Bisher noch nicht. Die Warnungen haben gefruchtet. Andere Autofahrer konnten ihnen wohl ausweichen, aber sie nähern sich immer mehr der City.«

»Auch dieser Straße?«

Sir James nickte. »Auch dieser. Vielleicht sogar ganz besonders. Möglicherweise ist Scotland Yard ihr Ziel. Das wäre fatal.«

Ich wollte mehr von Morg Behan wissen. »Hören Sie zu«, sagte ich zu ihm. »Was verschlingen die Steine eigentlich. Gibt es irgendwelche Dinge, die sie nicht…«

»Sir, Sie verschlingen alles. Sie machen vor nichts Halt. Auch nicht vor Häusern oder anderen toten Gegenständen. Es gibt kein Mittel, um sie aufzuhalten…«

Hatte er recht, hatte er unrecht?

Aus seiner Situation hatte er bestimmt recht. Aber ich kannte jemand, der sie stoppen konnte. Jane Collins. Sie mußten wir finden und sie irgendwie zu ihrer Aufgabe zwingen.

Das erklärte ich auch.

»Und wer will Miß Collins suchen?« fragte Sir James.

»Ich nicht«, erwiderte ich, »denn ich muß in der Nähe der Steine bleiben. Das wäre eine Aufgabe für Suko.«

»Und wer steht dir bei?«

Ich winkte ab. »Irgendwie werde ich das schon schaffen. Sie du zu, daß du Jane findest.«

Mein Freund schaute Sir James an, um seine Meinung zu erfahren. Der Superintendent wußte selbst, daß wir jetzt handeln mußten und schon zuviel Zeit verloren hatten. Deshalb nickte er. »Suko, Sie werden Jane Collins suchen.«

»Denken Sie an die Zustände draußen.«

»Das spielt jetzt keine Rolle. Sie nehmen den Hubschrauber. Wenn Jane Collins nicht will, sind Sie dann in der Lage, Sie zu zwingen?« fragte der Superintendent.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Versuchen Sie es dennoch.«

»Natürlich, Sir.« Mein chinesischer Freund stand auf, schlug mir

aufmunternd gegen die Schulter und verließ den Raum. Wir wußten, daß er alles einsetzen würde, um Jane Collins zu finden.

Zurück blieben Sir James, Morg Behan und ich. Die Stimmung war natürlich gedrückt, und Behan hob seine Schulter. »Ich weiß, daß ich an allem Schuld bin. Hätte ich vorher gewußt, daß das Testament meines Freundes diese Früchte trägt, hätte ich die Steine nie nach England schaffen lassen. Aber wer kann das alles ahnen?«

»Ja, wer«, murmelte ich. »Das Testament werden wir uns natürlich genau ansehen.«

»Das ist klar. Wenn alles vorbei ist.«

»Versteht sich«, sagte ich. »Haben Sie das Schriftstück nicht so genau durchgelesen, daß Ihnen etwas aufgefallen ist?«

»Doch, schon. Es war nur ein wenig kompliziert.«

»Inwiefern?«

»Es standen Namen und Begriffe darin, die schwer auszusprechen waren und mit denen ich nicht viel anfangen konnte. Glauben Sie mir, Sir, das war nicht einfach zu lesen.«

»Können Sie sich denn an einen Namen erinnern?« hakte der Superintendent nach.

Morg Behan überlegte. »Es ist schwer«, murmelte er, »so verdammt schwer, weil es viele waren.«

»Versuchen Sie es!« drängte ich.

»Ja, da war ein Name genannt worden. Er verschwand aber zwischen so vielen Begriffen.« Behan zog ein gequältes Gesicht. »Sie müssen mich verstehen…«

»Meinen Namen haben Sie nicht gelesen?« fragte ich.

»Nein. Den hörte ich heute zum erstenmal.«

Sir James wollte das seiner Ansicht nach fruchtlose Gespräch abbrechen und sagte: »Wir werden den oder die Namen finden, wenn wir das Testament gelesen haben.«

»Halt, da fällt mir noch einer ein«, sagte Behan plötzlich und war aufgeregt. »Er ist zwar außergewöhnlich, dennoch habe ich ihn behalten können.«

»Und?« fragte ich gespannt.

»Arkonada hieß er.«

Ja, den Namen kannte ich. Auch Sir James hatte ihn schon gehört.

Uns beiden strich es kalt über den Rücken, denn Arkonada gehörte zu den Großen Alten. Es war des Satans Tätowierer und einer von Myxins absoluten Todfeinden.

Arkonada!

Ich sah ihn noch vor mir. So grausam, so brutal, mit einem gefährlichen Messer ausgerüstet. Und ihm war es auch gelungen, sich in den Besitz der Flammenden Steine zu setzen, ihre Magie zu zerstören und die seine dagegenzusetzen.

Da hatten wir die Verbindung zu den Steinen. Arkonada steckte also dahinter.

Mir wurde kalt und heiß zugleich. Ich begann zu schwitzen, und auch auf der Stirn des Superintendents hatten sich Schweißperlen gebildet.

Wir wußten beide, was uns bevorstand, wenn Arkonada tatsächlich in den Kampf mit eingriff.

Da gab es kein Erbarmen!

Behan schaute Sir James und danach mich an. »Ist Ihnen nicht gut?« fragte er.

»Doch, doch«, erwiderte ich schnell. »Sie haben uns nur mit dem Namen einen ziemlich großen Schrecken eingejagt.«

»Dann kennen Sie ihn?«

»Ja.«

»Und?«

»Es ist am besten, wenn wir das Gespräch abbrechen«, schlug Sir James vor. »Sie werden bestimmt nichts dagegen haben, Mr. Behan, wenn Sie bei uns bleiben.«

»Nein, nein, nicht. Ähm – wo denn?«

»Es gibt hier Zellen, die schon fast so komfortabel sind wie Hotelzimmer«, machte Sir James ihm den Aufenthalt schmackhaft. »Wir bringen dort unsere Schutzhäftlinge unter.«

»Und wie lange soll ich bleiben?«

»Das hängt von den Umständen ab.«

»Aber verhaftet bin ich nicht?«

»Natürlich nicht, Mr. Behan.« Sir James griff zum Telefonhörer und ließ einen Mann kommen, der sich um Behan kümmerte.

Behan machte einen zerknirschten Eindruck. Er hatte mittlerweile bemerkt, was er da mit nach England geschafft hatte. Und er wußte nicht, wie er aus dieser Sache wieder herauskommen sollte.

Wenig später war er verschwunden.

Sir James hatte eine Idee. »Ich werde Suko über Funk zu erreichen versuchen, damit er sich in der Wohnung oder im Haus der Behans einmal umschaut. Wir brauchen das Testament.«

»Soll Suko nicht nach Jane Collins…?«

»Natürlich, John. Er kann beides erledigen. Wir müssen eben das Unmögliche machbar machen.«

Das war gut gesagt. Sir James schaffte es tatsächlich, die Verbindung herzustellen. Der gesamte Fall artete zu einem Großeinsatz aus, bei dem wir die Spitze des Eisbergs bildeten.

Ich war wirklich gespannt, wie es weitergehen würde. Hoffentlich fanden wir eine Möglichkeit, die Steine zu stoppen. Wenn nicht

… aber daran wollte ich gar nicht denken.

»Er wird es versuchen«, sagte Sir James.

»Gut, Sir. Und was machen wir?«

Der Superintendent verzog das Gesicht. »Ich bleibe hier, und Sie stoppen die Steine, John. So einfach ist das.«

»Ja, Sir, so einfach.« Ich stand auf und verließ den Raum. Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, als ich die beiden Uniformierten sah, die über den Gang liefen.

»Sie sind John Sinclair, Sir?«

»Ja.«

»Kommen Sie mit.«

»Was genau ist los?«

Einer der Beamten breitete die Arme aus. »Steine, Sir. Steine gewaltig und riesig…«

Ich faßte ihn hart an. »Wo?«

»Schon hier, Sir. An der Victoria Street. Ich glaube, Sir, das gibt ein Chaos…«

***

Jane Collins hatte sich von der Pension entfernt, in die man sie hatte schaffen wollen. Um ihre Lippen spielte ein kaltes Lächeln. Endlich hatte sie es dem Geister Jäger einmal gezeigt. Sinclair sollte sehen, zu was sie alles fähig war. Ihr war es gelungen, den Stein zu stoppen, denn sie hatte gespürt, daß diese Felsen mit einer Hexenkraft gefüllt waren.

Es war eine Kraft, die ihrer ungefähr gleichkam, die jedoch nicht von Wikka stammte, sondern von einer anderen Hexe.

Wer das war, wußte Jane nicht genau, aber sie schwor sich, es herauszufinden.

Aufmerksam wurde sie, als sie in der Luft ein bekanntes Geräusch vernahm.

Ein Hubschrauber flog in Richtung Innenstadt. Jane war geschult genug, um trotz der Dunkelheit erkennen zu können, daß es sich bei der Maschine um einen Polizeihubschrauber handelte.

Und der flog in Richtung City. Weshalb? Was hatte er in dieser Gegend gewollt? Es konnte sich natürlich auch um einen Rettungsflug handeln, daran wollte Jane nicht so recht glauben. Sie setzte die Kräfte ein, die man ihr mitgegeben hatte.

Auf telepathischem Weg suchte sie die Gedanken des Piloten, hatte dort kein Glück und fing einen anderen Impuls auf. Den eines Mannes, der auch im Hubschrauber saß.

Eines gewissen Morgan Behan!

Jane Collins schaffte es, ihn unter ihre Kontrolle zu bekommen.

So erfuhr sie einiges. Unter anderem die Adresse des Mannes, und sie bekam heraus, daß er der Verwalter eines Testaments war, in dem mehr über die Steine stand.

Das wollte Jane haben!

Ihr angespanntes Gesicht nahm wieder einen anderen Ausdruck an. Er war nicht viel weicher, und das Lächeln, das auf ihren Lippen lag, zeigte Triumph.

Jane wußte Bescheid.

Daß Sinclair sie in einer Pension hatte unterbringen wollen, erwies sich nun für sie als günstig, denn sie besaß die Bewegungsfreiheit, die sie brauchte.

Dennoch verspürte Jane so etwas wie Furcht. Sie wußte genau, daß man Jagd auf sie machte und Wikka, ihre ehemalige Meisterin, alles daransetzen würde, um sie wieder für eine Bestrafung in ihre Klauen zu bekommen.

Daß Wikka kein Pardon kannte, war ihr klar. Da zählte nicht mehr, was zuvor gewesen war, sondern nur der eine Fehler.

Aber Jane wollte sich wehren. Noch stand sie allein. Vielleicht bekam sie Unterstützung, dieses seltsame Testament schien ihr ein Schlüssel dazu zu sein.

Man würde sehen.

So rasch es die Witterungsverhältnisse erlaubten, bewegte sich die Collins voran. Leider war sie nicht perfekt. Sie beherrschte nicht die Gabe der Teleportation, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als sich auf Schusters Rappen dem Ziel zu nähern.

Das Glück war ihr hold, denn Morg Behan wohnte in einer ziemlich ruhigen Straße. Jane Collins lief kaum Gefahr, irgendwelchen Leuten zu begegnen, die sie aufhalten wollten. Sehr genau schaute sie sich um. Sie hatte durch ihren telepathischen Kontakt auch die genaue Hausnummer erfahren und stellte fest, daß das Haus ziemlich am Ende der einsamen Straße lag, nicht eingekeilt zwischen anderen Bauten, sondern neben einem großen Brachgelände stehend.

Auf der Straße glänzte der Schnee. Das matschige Zeug fror an der Oberfläche, so daß die große Gefahr des Glatteises durchaus gegeben war. Die ehemalige Detektivin mußte sich vorsehen.

Lauernd näherte sie sich dem Ziel und erkannte vor dem Haus einen geparkten Lastwagen.

Ihn schaute sie sich genauer an. Die hintere Plane der Ladefläche war geöffnet worden. Für Jane war es leicht zu erraten, was der Wagen transportiert hatte.

Zumindest *einen* Stein.

Jetzt war er leer. Auch im Führerhaus hielt sich niemand auf.

Jane lief im Schatten des Wagens zur Haustür, blieb dort für einen Moment stehen und stellte fest, daß die Tür nicht verschlossen war, denn sie konnte den außen angebrachten Knauf drehen.

Rasch huschte sie in den Bau.

Er sah nicht gerade modern aus. Alles war sehr klein, die Decke

niedrig, zudem roch es muffig. Zwar heizten einige Öfen, aber die Feuchtigkeit steckte zu tief in den Wänden und verbreitete diesen penetranten Geruch.

In der Küche hatte Jane sich zuerst umgesehen und sie auch rasch durchsucht.

Sie fand nichts von Bedeutung. Weder im Schrank noch in den Schubladen. Papiere sah sie nicht.

Deshalb nahm sie sich den Wohnraum vor. Hier kontrollierte und suchte sie intensiver.

Auch keinen Erfolg. Selbst die Kissen von der alten Couch hob sie in die Höhe, ohne etwas zu entdecken.

War es alles ein Bluff gewesen?

Hatte man sie auf hinterlistige Art und Weise reingelegt?

Fast glaubte sie daran, aber sie wollte nicht aufgeben und auch in den oberen Etagen nachschauen.

Über eine schmale Treppe gelangte sie dorthin. Der Gang in der ersten Etage war nicht viel breiter. Obwohl sich Jane allein im Haus befand, bewegte sie sich auf Zehenspitzen. Wenn es eben ging, wollte sie unnötige Geräusche vermeiden.

Die Beleuchtung strahlte von einer Wandlampe. Ihr schwaches Licht erreichte nicht alle Ecken und Winkel. Jane schritt über einen alten Teppich und sah eine im rechten Winkel offenstehende Tür.

Sekunden später hatte sie bereits die Schwelle überschritten, stand in dem dunklen Raum und machte Licht.

Ein Wohn oder Schlafzimmer war es nicht. Mehr eine Hobby-Werkstatt. Sie befand sich normalerweise im Keller eines Hauses.

Aus welchen Gründen sie hier oben eingerichtet worden war, wußte wohl nur der Besitzer des Hauses zu sagen.

Jane entdeckte eine kleine Drehbank und an der Wand einen aufgehängten Werkzeugkasten.

Lange Zeit mußte hier niemand mehr gebastelt haben, denn die Werkzeuge zeigten allesamt eine dicke Rostschicht.

Der linke Teil des Raumes war belegt von einer Couch, einem Tisch und einem Schrank, der mehr die Form eines alten Schreib-Sekretärs aufwies. Eine Klappe stand offen.

Auf der Klappe lag ein brauner Umschlag. Janes Augen leuchteten auf. Ihre Hand faßte den Umschlag. Sie stellte fest, daß er wattiert und nicht verschlossen war.

Jane Collins griff in die Öffnung und holte etwas hervor, das sie fast aufjubeln ließ.

Es waren Papiere!

Das Testament?

Die ehemalige Detektivin schaute genauer nach. Sie blätterte die Papiere durch und fand einige ziemlich eng beschriebene Seiten.

Mit der Hand beschrieben, nicht mit der Maschine.
Das mußte das geheimnisvolle Testament sein!
Jane Collins machte sich nicht die Mühe, die Zeilen zu lesen. Sie überflog die Seiten nicht einmal. Dazu war später noch genug Zeit.
Sie knickte die Tüte nur so zusammen, daß sie auch in die Innentasche der Kostümjacke paßte.
Was dieser Fund für sie bedeutete, würde sich später herausstellen.
Wichtig war nur, daß er sich in ihrem Besitz befand, denn sicherlich waren auch andere Personen hinter diesem Testament her.
Sinclair und Co.
Jane lachte leise. Sie fühlte sich wohler. Und sie ahnte auch, daß in diesem Testament etwas über die geheimnisvollen Steine stand, um die sich alles drehte.
Eine fremde Hexenmagie…
Vielleicht ebenso mächtig wie die der Wikka!
Es wäre fantastisch gewesen, und Jane knöpfte ihre Jacke hastig wieder zu.
Mitten in der Bewegung erstarrte sie, denn sie hatte das ihr bekannte Geräusch gehört.
Hubschrauberdröhnen!
Kam der Helicopter wieder zurück. Wenn ja, weshalb so schnell?
Jane dachte daran, daß der Besitzer des Hauses unter Umständen von dem Testament berichtet hatte und andere es ebenfalls holen wollten. Sie sollten sich geschnitten haben.
Jane Collins löschte zunächst das Licht und huschte an das kleine Fenster.
Sie schob die im Laufe der Zeit schmutzig und brüchig gewordene Gardine zur Seite und peilte nach draußen.
Getäuscht hatte sie sich nicht. Der Hubschrauber landete soeben hinter dem Haus. Es war nicht die Maschine, die sie auf dem Flug in Richtung City gesehen hatte.
Kaum hatte die Maschine mit ihren Kufen den Boden berührt, wurde der Ausstieg schon geöffnet. Die Positionsleuchten blendeten Jane so stark, daß sie nicht genau erkennen konnte, wer ausstieg. Ein Freund war es sicherlich nicht.
Rasch zog sie sich zurück. Wenn die Person das Haus betrat, wollte sie es verlassen, dachte sie darüber nach, daß der Hubschrauber auf der Rückseite des Gebäudes gelandet war und der Mann wahrscheinlich auch durch die Hintertür treten würde.
Deshalb rechnete Jane damit, vorn heraus freie Bahn zu haben.
Sie ließ auch die Treppe hinter sich. Dabei mußte sie bei den schmalen Stufen achtgeben, damit sie nicht fiel. Die letzten beiden nahm sie mit einem Sprung, federte in den Knien ab und drehte sich sofort nach links, um sich der Tür zuzuwenden.

Hart wurde sie auf gestoßen.
Zu spät, dachte Jane und sah den Mann auf der Schwelle.
Es war Suko!

***

Daß die Meldung nicht gelogen war, lag auf der Hand. Sir James war mir gefolgt. Er stand in der offenen Tür und hatte die letzten beiden Worte verstanden.

»Sind Sie sicher?« wandte er sich an die beiden Beamten.

»Natürlich, Sir.«

»Ich fahre mit nach unten!« erklärte er und nickte mir zu. »Los, John, wir dürfen keine Zeit mehr verlieren!«

Selten hatte ich meinen Chef so in Action erlebt. Er hatte sogar einen Teil seiner Bierruhe verloren, und das sollte bei einem Mann wie Sir James etwas heißen.

Ein Lift stand bereit. Wir huschten in die Kabine und drückten den Knopf zum Erdgeschoß.

»Fünf Steine«, sagte Sir James mit schwerer Stimme. »Fünf verdammte Steine, die können alles vernichten.«

Ich gab ihm recht.

»Sehen Sie eine Chance, diese Felsen aufzuhalten?« erkundigte sich der Superintendent.

»Im Augenblick nicht.«

»Und Ihr Kreuz?« Das fragte Sir James schon, als wir gerade den Lift verließen.

»Ich habe keine Ahnung. Es ist vieles möglich. Ob das Kreuz allerdings auf die Magie reagieren wird, die innerhalb der Steine steckt, das ist die große Frage.«

»Es wäre einen Versuch wert.«

In der Halle hatte sich einiges getan. Natürlich hatte es sich herumgesprochen, welche Gefahr sich da näherte. Von draußen her klang das Heulen der Polizeisirenen bis in das Innere. Menschen hatten hier ihre Fluchtmöglichkeit gesehen. Wildfremde Personen redeten miteinander, vermuteten und sprachen das aus, was sie dachten.

Da war von einer außerirdischen Invasion die Rede, von grauenhaften Dingen, von magischen Kräften. Das alles stimmte im Prinzip, nur genaue Zusammenhänge wußte keiner.

Ich auch nicht.

Sir James und ich drängten uns durch die Menge. Ungewöhnliche Ereignisse und Vorfälle sprechen sich eben sehr schnell herum.

So war es auch einigen Reportern nicht verborgen geblieben, was hier geschah.

Sie hatten sich in das Yard Building eingeschlichen, fotografierten

oder sprachen erste Lageberichte auf die Bänder über Recorder.
Auch mich entdeckte man.
Schon flammten Blitzlichter auf. Sir James und ich zogen die Köpfe ein, und der Superintendent verwahrte sich mit lauter Stimme gegen die Fotos.
Das hörten einige Beamte der Wachmannschaft. Siegriffen rasch ein und drängten die aufdringlichen Presseleute zurück.
Endlich erreichten wir den Ausgang.
Auch auf der Treppe standen Menschen. Ich kannte sie fast alle.
Es waren Kollegen vom Yard.
Als sie mich erkannten, reagierten zwei von ihnen sauer. »Haben Sie uns diesen Mist eingebrockt, Sinclair?«
Erst jetzt sahen Sie Sir James und dessen eisigen Gesichtsausdruck. Er hatte sich dem Wetter angepaßt, denn durch die Straßen pfiff ein böiger Wind, der Schnee und Hagel mitbrachte, die in die Gesichter der Menschen bissen.
»Verschwinden Sie«, sagte Sir James.
»Natürlich.«
Der Mann drängte sich an uns vorbei. Wir bekamen ein besseres Sichtfeld und schauten nach links und rechts die Victoria Street hoch und runter. Niemand hatte gelogen. Die Steine waren inzwischen da.
Und wie!
Schaute ich nach links, so sah ich drei gewaltige, goldgelb schimmernde Felsen, die näherwalzten. Rechts waren es zwei.
Zusammen also fünf. Und niemand wußte, wie sie zu stoppen waren, auch ich nicht.
Wir erlebten eine unheimliche Szene.
Polizisten hatten dafür gesorgt, daß die breite Fahrbahn leergeräumt worden war. Dort hatten die Steine also keine Gegenstände mehr finden können, die sie mitnehmen konnten. Vor allen Dingen keine Menschen mehr. Dennoch war es schlimm genug, denn sie hatten auf dem Weg zu ihrem Ziel Menschen gefunden.
Bei jeder Drehung, die die Felsen zurücklegten, sahen wir die Gestalten. Männer und Frauen, winterlich gekleidet und in einer Lage hängend wie Turner im Rhönrad.
»Die wollen Sie!« sagte Sir James dicht neben mir. Er hatte nicht einmal einen Mantel übergezogen. Die feinen Schneekörper peitschten gegen seine Kleidung und hämmerten auch in das Gesicht. »Sie allein, John, das ist mir klar geworden.«
»Weshalb?« fragte ich.
»Arkonada! Steht da nicht noch eine Rechnung offen?«
»Klar.« Mehr sagte ich nicht, sondern schaute auf die Gesichter in den Steinen.
Große Fratzen, menschliche Züge, aufgerissene Augen und Mäuler,

um alles gierig zu verschlucken.

Daß es mir kalt den Rücken hinablief, daran trug nicht allein das Wetter die Schuld. Es war vor allen Dingen der Anblick der Steine, die zwar schaurig aussahen, doch auf irgendeine Art und Weise auch faszinierend wirkten.

Näher und näher rollten sie.

Keiner war schneller als der andere. Sie behielten samt und sonders die Geschwindigkeit bei. Für mich waren ihre Bewegungen beinahe provozierend langsam, als würden sich die Sendboten einer fremden Magie bewußt die Zeit nehmen.

»Ich gestehe ein, John, daß ich ratlos bin«, sagte Sir James.

»Vielleicht können wir nur noch beten.«

»Mal sehen…«

Ein Austin, war doch nicht so geparkt, daß er den Steinen entgehen konnte. Wenn die drei weiterrollten, würde einer von ihnen das Auto zumindest berühren.

So geschah es auch.

Der Stein bekam plötzlich Kontakt. Wir hörten kein Geräusch, aber der Wagen verschwand zur Hälfte. Bei der nächsten Umdrehung sahen wir sie verkleinert im Innern des Steins.

Einfach geschluckt…

»Unfaßbar!« hauchte Sir James. »Und so ist es auch den Menschen ergangen. Man kann es kaum glauben.«

Da gab ich meinem Chef recht. Aber wir hatten es mit eigenen Augen gesehen, es gab nichts daran zu rütteln, und die Felsen dachten überhaupt nicht daran, ihre Umdrehungen zu stoppen. Sie setzten den Weg unbeirrt fort.

»Wir müssen etwas tun!« murmelte Sir James gedankenverloren.

»Nur was, das ist die Frage.«

»Ich werde mich ihnen stellen!« erklärte ich.

»Sie, John?«

»Sehen Sie eine andere Chance?«

»Nein, aber…«

»Kein aber, Sir. Sie haben selbst gehört, daß es sich in dem Testament auch um einen Geisterjäger dreht. Und an einen Zufall möchte ich nicht mehr glauben. Das war alles Berechnung.«

»Wenn Suko wenigstens schon mit Jane hier wäre«, sagte mein Chef.

Ich lachte bitter. »Wenn Sie sich auf Jane Collins verlassen, dann sind Sie verlassen.«

»Scheint mir auch so.«

»Okay, Sir«, sagte ich. »Wir haben lange genug geredet. Ich muß handeln.«

Der Superintendent versuchte noch, mich zurückzuhalten. »Was versprechen Sie sich davon?«

»Die Rettung der anderen.«
»Und Ihren Tod?«
»Das ist nicht sicher.«
»Ich kann Sie also nicht umstimmen?«
»Nein.«
»Dann gehen Sie jetzt!« Die Stimme meines Chefs klang kratzig.
Zum erstenmal seit langem erlebte er einen Einsatz wieder so hautnah mit.
Vor mir lag eine geräumte Straße. Nicht von Schnee und Eis, deshalb mußte ich mich auch so vorsichtig bewegen, um nicht auszurutschen und in einen Nachteil zu gelangen.
Sehr langsam bewegte ich mich auf die Straßenmitte, zu. Kleine Schritte machte ich nur. Manchmal verschwand der Belag unter Eisbuckeln, die zu gefährlichen Rutschfallen wurden.
Noch einen Blick warf ich zurück.
Sir James war verschwunden. Vielleicht wollte er die nächsten Minuten nicht miterleben.
Auf der Straßenmitte blieb ich stehen. Ich hatte mich so gedreht, daß ich dem Yard Building meine Frontpartie zeigte. Unter Umständen war das Gebäude das letzte Bild, das ich im Leben sah. Die Menschen hatten sich nicht aus dem breiten Eingang zurückgezogen. Noch immer standen sie da und starrten.
Schräg peitschte der Wind den dünnen Schneefilm über die Straße.
Deshalb sah ich die Gesichter der Zuschauer nur mehr als verschwommene blasse Ovale.
Ich spürte auch nicht die Kälte des feinen Schnees. Ich hatte allein nur Augen für die Steine.
Von links her rollten die beiden an. Sie nahmen nicht die gesamte Breite der Straße ein. Zwischen ihnen befanden sich noch größere Lücken. Die drei nebeneinander prallel rollenden Felsen jedoch ließen mir keinen Platz mehr auf der Straße.
Da mußte ich schon über die Gehsteige laufen, wenn ich flüchten wollte.
Immer stärker schrumpfte die Distanz zusammen. Es waren nur mehr wenige Yards rechts und links, die mich von den Steinen trennten. Die Chance, ihnen auszuweichen, wurde auch immer geringer.
Ich tat etwas, das in meinen Augen sehr wichtig war. Vor all den Zuschauern holte ich mein Kreuz hervor, streifte die Kette über den Kopf und behielt das Kruzifix in der Hand.
Wenn es eine höllische Magie war, dann konnte es mir vielleicht gelingen, die Steine zu stoppen. Schließlich hatte Jane es auch geschafft.
Ich aber hatte Pech.
Obwohl ich mein Kreuz einmal gegen die zwei und dann wieder

gegen die drei Steine hielt, geschah nichts.

Der wertvolle Talisman reagierte nicht einmal. Er leuchtete weder an den Enden auf, noch bekam er eine Aura.

Und Hexenkräfte besaß ich nicht.

Allmählich bekam auch ich Angst. Da standen zahlreiche Menschen in der Nähe, und niemand konnte mir helfen. Ich schaute die Steine an.

Wie Berge kamen sie mir vor, als sie näher und näher walzten.

Jede Umdrehung brachte mich dem Ende ein Stück näher.

Wie starre Puppen hingen die Menschen in dem Gefüge. Die gewaltigen Gesichter erinnerten mich an Monsterwesen, obwohl sie menschlich aussahen.

Wer diese Steine geschaffen hatte, der wußte genau über die Menschheit Bescheid.

Ich hatte von einem Planet der Magier gehört und von Arkonada.

Hatte er die Felsen wirklich geschickt?

Ich zog die Beretta. Eine fast hilflose Geste, denn viel erreichen konnte ich mit den geweihten Silberkugeln nicht. Wahrscheinlich würden sie wie normale Bleigeschosse als deformierte Querschläger durch die Gegend sausen.

Ich machte mir bereits darüber Gedanken, wie es wohl im Innern der Steine aussehen konnte. Vielleicht erstickte ich ganz allmählich, oder ich wurde sofort getötet.

Hinein kam man immer. Nur nicht zurück!

Vielleicht noch vier, fünf Umdrehungen, dann hatten sie mich.

Von zwei Seiten würden sie mich einkesseln und verschlucken.

Noch konnte ich weglaufen, noch hatte ich die Chance. War es Feigheit?

Nein, keine Feigheit. Jeder Mensch hängt am Leben. Da erging es mir nicht anders. Nur brauchte ich jetzt starke Nerven, denn ich wollte wirklich bis zum letzten Augenblick warten und erst dann verschwinden.

Sekunden vergingen.

Schnee jagte gegen die Steine, wo er sofort taute. Demnach mußten sie auch eine gewisse Wärme abgeben.

Noch eine Umdrehung, die nächste, die übernächste.

Schon kam ich mir eingeschlossen vor wie in einem engen Tal.

Ich vernahm das Knirschen, das die Bewegungen der unheimlichen Felsbrocken begleitete, und achtete genau auf den richtigen Zeitpunkt.

Auf der Stelle drehte ich mich. Als die Steine nur noch eine Umdrehung zurückzulegen hatten, startete ich.

Von einem großartigen Start konnte man natürlich nicht sprechen, dafür war es zu glatt. Mir gelang es dennoch, gut von der Stelle zu kommen.

Und ich war trotz der widrigen Umstände schnell genug. Die Kante des Bürgersteiges hätte ich fast übersehen, hüpfte über sie hinweg, befand mich auf dem Gehsteig und drehte mich erst jetzt um.

Eigentlich hätten die Steine zusammenprallen müssen, und dies geschah tatsächlich.

Nur lief der Vorgang lautlos ab. Die fünf Steine verschmolzen zu einem einzigen, der sich im nächsten Moment wie ein gewaltiger Ballon aufblähte.

Es gab keine fünf Steine mehr, nur noch einen!

Und die Menschen?

Ich hatte mich mit dem Rücken gegen eine Hauswand gepreßt und schaute nach vorn. Mein Blick wollte den Stein durchdringen, ich schaffte es nicht mehr, weil ich nichts sehen konnte.

Keine Menschen, keine Fahrzeuge es gab nur mehr diesen einzigen Stein, der in seinen fünf Teilen einmal so goldgelb geschimmert hatte und sich nun auch im Innern völlig veränderte.

Er wurde dunkler.

Zunächst einmal Grau. Diese Farbe drang von allen Seiten gegen das Zehntrum vor. Dort vereinigte sie sich zu einer dichten, zuckenden Wolke, die sich aufblähte und wieder zusammenfiel, so daß der Vergleich mit einem Ballon tatsächlich zutraf.

Erinnerungen wurden wach.

Ich hatte schon einmal in eine ähnliche Wolke geschaut. Und zwar im Gebiet der *flaming stones*. Dort hatte sich Myxin Arkonada zu einem verzweifelten Kampf gestellt, und aus der Wolke war dann ein häßliches Gesicht erschienen, das den Gastkörper des Arkonada ausspie, den Tätowierer namens Gregg.[3]

Sollte mir hier ein ähnlicher Vorgang bevorstehen?

Ich wartete ab, obwohl ich besser hätte fliehen sollen, aber nun wollte ich es bis zum Ende durchstehen.

Tiefblau präsentierte sich die eingeschlossene Wolke. Sie war dreidimensional, so daß ich das Gefühl hatte, in einen langen Kanal zu schauen.

Dort tat sich etwas.

Bewegung entstand, eine lautlose Unruhe, und ich erkannte im nächsten Augenblick eine Fratze. Sehr nahe für mich und dennoch meilenweit entfernt.

Das fratzenhafte Gesicht schob sich nach vorn. Es war eine regelrechte Höllenvisage. Je näher es kam, um so mehr Einzelheiten erkannte ich und bekam bestätigt, daß ich einen der Großen Alten vor mir hatte – eben Arkonada. Wenn auch eingeschlossen in diesem unheimlichen Stein.

Mitten in London zeigte er sich. Daß er so etwas überhaupt tat, bewies mir, wie sicher und überlegen er sich mir und anderen

gegenüber fühlte.

Das konnte er auch. Die Macht und die Kraft der Steine hatte er deutlich demonstriert.

Eigentlich gibt es nur wenige Gegner, die mir eine direkte Angst einjagen. Zu diesen wenigen zählte ich Arkonada. Er war ungemein mächtig und auch brutal. Zudem befand sich der Würfel des Unheils in seinem Besitz, und er konnte damit den Todesnebel produzieren.

Ich mußte mit Erstaunen feststellen, daß die Fratze immer größer wurde und dennoch nicht näher zu kommen schien. Es war ein mathematisches Raumphänomen, das ich hier erlebte. Ein Weltall in Verkleinerung, denn so ähnlich mußte es wirken, wenn sich das All oder seine Kräfte ausdehnten.

Für mich existierte nichts anderes mehr. Nur eben Arkonada, der sich mir wieder einmal zeigte.

Jede Einzelheit des Gesichts sah ich. Es war breit und flächig, gleichzeitig tief, fest und auch durchsichtig, da es von den blauen Schatten umkreist wurde. Diese Schatten veränderten den Ausdruck ständig, so daß es einmal breit, dann wieder lang, beim nächstenmal oval und wenig später kugelig wirkte.

Eine scheußliche Sache.

Dabei schien das Gesicht nur mehr aus Falten und Stücken zu bestehen, die man hineingeklebt oder hineingefräst hatte. Wer dieses Gesicht zum erstenmal sah, der wußte genau, wie grausam es sein konnte. So schrecklich menschenverachtend, aber darin waren sich die Großen Alten einig.

Arkonada wollte mich. Daran gab es nichts mehr zu rütteln. Und er hatte sich mir auf eine spektakuläre Weise genähert, wie es eben seiner würdig war.

Das gab er mir auch zu verstehen. »Sinclair!« hörte ich eine hallende, gleichzeitig flüsternde und böse klingende Stimme. »Sinclair, ich will dich. Dich ganz allein! Hast du verstanden?«

»Natürlich!« gab ich zurück. Der Schnee peitschte von der Seite gegen mein Gesicht, näßte die Haut und die sich dort gesammelten Tropfen rannen in langen Bahnen an den Wangen entlang nach unten.

»Entkommen kannst du aus eigenen Kräften nicht mehr. Und andere können dir auch nicht helfen. Bevor ich dich mit mir nehme, will ich dir noch sagen, wohin. Zu mir, auf meinen Planeten. Auf den Planet der Magier…«

***

Für einen Augenblick waren Suko und Jane gleichzeitig überrascht.

Keiner von ihnen hatte wohl mit dem Auftauchen des anderen gerechnet. Und wenn, dann nicht so plötzlich.

Jane dachte nur an ihre Beute. In einer instinktiven Bewegung schlug

sie ihre Hand dorthin, wo das wertvolle Testament steckte.
Natürlich registrierte der Inspektor die Bewegung und schüttelte den Kopf, als er sah, daß Jane einen Schritt zurückging.
»Bleib stehen!«
»Nein!« Die Detektivin funkelte Suko an. »Du wirst verschwinden, denn du hast hier nichts zu suchen.«
Suko lächelte nur. »Ist es bei dir anders?« fragte er und ging einen Schritt vor, »oder hast du das bereits gefunden, wonach du gesucht hast, Hexe?«
Jane konnte nicht verbergen, daß Suko mit dieser Frage genau ins Schwarze getroffen hatte. Sie zuckte zusammen, wollte antworten, verschluckte die Erwiderung jedoch und tat dafür etwas völlig Überraschendes.
Sie floh.
Bevor der sonst so reaktionsschnelle Suko noch irgend etwas unternehmen konnte, war Jane Collins seinen Blicken bereits entschwunden. Sie hatte sich um die eigene Achse gedreht und sich selbst die ersten Stufen des Treppenaufgangs hochkatapultiert.
Suko ärgerte sich. Er durfte Jane nicht entkommen lassen, denn nur sie kannte ein Mittel gegen die Steine.
Nicht eine Sekunde wartete der Inspektor länger. Er nahm die trennende Distanz zur Treppe mit zwei gewaltigen Sätzen und vernahm über sich schon die Schritte der flüchtenden Hexe.
Suko jagte ihr nach.
Er wußte nicht, wie groß die Distanz war, deshalb traute er sich noch nicht, seinen Stab einzusetzen, mit dem er die Zeit für fünf Sekunden anhalten konnte. War Jane zu weit weg und hätte er mehr als fünf Sekunden benötigt, um sie zu erreichen, wäre die Wirkung des Stabs praktisch ins Leere gepufft.
Natürlich wußte Suko auch über Janes außergewöhnliche Kräfte Bescheid. Nur war er nicht darüber informiert, was sie alles konnte.
Deshalb war er vorsichtig und stürmte nicht wie ein Wilder die Treppe hinauf.
Im Gang der ersten Etage brannte das Licht. Bevor Suko noch die Treppe hinter sich gelassen hatte, konnte er in den Korridor hineinschauen, ohne jedoch eine Spur von Jane Collins zu sehen. Unter Umständen verbarg sich die Hexe in einem der Zimmer.
Jedenfalls stand eine Tür offen.
Das machte Suko mißtrauisch. Er schob seine Hand bereits unter die gefütterte Jacke und umfaßte dort den für ihn so wertvollen Stab. Jetzt kam es nur darauf an, ihn so günstig wie möglich einzusetzen.
Auf Zehenspitzen huschte er vor, erreichte die offenstehende Tür, drehte sich nach links und schaute in den Raum.
Im selben Augenblick zerklirrte eine Fensterscheibe. Zahlreiche

Glasstücke wirbelten nicht nur durch das Zimmer, sondern Suko auch entgegen. Und Scherben konnten scharf wie Messer sein.

Er hörte das Lachen, warf sich zu Boden und sah hinter dem auseinanderfächernden Scherben-Vorhang das schrecklich verzerrte Gesicht der Jane Collins.

In diesen Momenten bewies sie, daß man sie tatsächlich als Hexe ansehen mußte.

Die Haare hatten sich aufgerichtet. Sie standen ihr regelrecht zu Berge, und in ihren Augen leuchtete ein schockgrünes Licht, dessen Kraft nicht nur die Scherben bewegte, sondern auch hypnotische Fähigkeiten besaß und Suko erfaßte.

Er lag am Boden, spürte den Anprall der Magie und konnte sich für einen ihm schrecklich lang vorkommenden Augenblick nicht mehr bewegen. Er war hilflos.

Die Scherben hätten sein Gesicht zerschneiden können, doch Jane brachte sie nicht mehr auf einen anderen Weg. Sie hatte es eilig, kletterte durch das Fenster, und die einzelnen Glasstücke hieben hinter Suko gegen die Wand.

Suko hörte das Klirren, Splitter fielen nach unten, erreichten auch seine Haut und bissen hinein.

Und Janes Vorsprung vergrößerte sich.

Mit einem kräftigen Satz stand Suko wieder auf den Beinen und jagte in das Zimmer.

Von Jane keine Spur.

Dafür sah er das offene Fenster. Kalter Wind wehte hinein und brachte auch dünnen Schnee mit. Die kleinen Flocken tauten sofort weg und hinterließen nasse Flecken.

Den Piloten des Hubschraubers konnte und durfte er keinesfalls mit hineinziehen. Jane war ihm immer überlegen, und sie würde es ihm gnadenlos beweisen.

Kaum hatte Suko das Fenster erreicht, als er schon das Schlagen der Tür vernahm.

Suko sah nur eine Möglichkeit.

Jane Collins hatte den Helicopter geentert!

***

Das war in der Tat der Fall. Selten in ihrem Dasein hatte sich die Detektivin so rasch bewegt. Sie war förmlich aus dem Fenster gestürzt, hatte sich in der Luft fast überschlagen und verdankte es mehr oder weniger einem Zufall, daß sie auf den Beinen gelandet war.

Der Hubschrauber kam ihr wie ein Geschenk des Himmels oder der Hölle vor. Je nach dem, aus welchem Blickwinkel man die Sache betrachtete. Der Pilot hatte Anweisung bekommen, zu warten.

Der Motor tuckerte, und Jane glaubte fest daran, daß der Mann

sofort starten würde.
Das mußte sie ausnutzen.
Sie wußte nicht, ob sie der Pilot gesehen hatte, wenn ja, es spielte kerne Rolle.
Jane sprang und streckte ihren Körper. Es gelang ihr, den Einstieg zu öffnen, dann schnellte sie in die Kanzel und hockte bereits auf dem Sitz, als der Pilot endlich merkte, daß er sich gewissermaßen eine Laus in den Pelz gesetzt hatte.
In seine wütende Frage erklang das Hämmern, als Jane Collins die Tür zuwuchtete.
»He, Sie! Was erlauben…«
Jane starrte ihn nur an. Ihre Augen veränderten sich dabei. Für einen winzigen Moment wurden die Pupillen schockgrün, und der Pilot nickte nur.
»Sie wünschen?«
»Starten Sie!«
Jane hatte den Befehl kaum gegeben, als ihr einfiel, daß sie noch die Tür verriegeln mußte. Rasch legte sie den Hebel um. Damit war Zeit gewonnen, jetzt würde es der Chinese nicht mehr schaffen, die Maschine zu entern.
Die ehemalige Detektivin freute sich diebisch. Sie hatte allen ein Schnippchen geschlagen So einfach war es nicht, sie zu übertölpeln.
Da mußten schon andere kommen.
Die Maschine hob ab. Über dem Dach bildeten die Rotorblätter einen rasenden Wirbel, der wahre Wolken von Schnee vom Boden her in die bleigraue, dunkle Luft schleuderte.
»Und wohin?« fragte der Pilot.
Jane lehnte sich zurück, spürte einen Ruck an den Kufen, war für einen Moment irritiert und sagte: »Zum Yard, mein Lieber. Fliegen Sie zu Scotland Yard. Ich will einen Logenplatz bei Sinclairs Tod…«

***

Suko fiel halb geduckt aus dem Fenster und hörte das wilde Knattern der Rotorenblätter, als er sich noch in der Luft befand. Er kannte die Maschinen. Sie konnten schnell starten und waren sehr flink.
Hoffentlich nicht flinker als er.
Als Suko landete, trat bei dem Hubschrauber genau das Gegenteil ein.
Er startete.
Plötzlich hob er ab. Der Chinese setzte alles auf eine Karte. Er schnellte wie ein Raubtier vor, streckte die Arme aus und versuchte, mit kräftigen Sprüngen die trennende Distanz zu überwinden.
Fast hätte er es geschafft.
Der Helicopter schwebte bereits über seinem Kopf, als sich Suko noch

einmal streckte.
Mit der rechten Hand schlug er gegen eine Kufe, krümmte sofort die Finger, denn er hatte einen Wahnsinnsplan gefaßt.
Das Pech verfolgte ihn. Vielleicht auch das Glück, denn einen Flug an den Kufen des Hubschraubers, zudem bei dieser verfluchten Kälte, hätte auch ein Mann wie Suko kaum überstanden.
Durch Schnee und Eis waren die Kufen glatt geworden, so daß der Chinese den Halt verlor und nach unten fiel.
Er landete im weichen Schnee.
Suko fluchte nicht oft. Die Verwünschung, die ihm nun über die Lippen drang, kam von ganzem Herzen. Er stand auf und schaute der Maschine nach, deren Positionsleuchten blasser und blasser wurden, bevor sie vom dunkelgrauen Himmel verschluckt wurden…

***

Jetzt war es heraus. Ich wußte endlich Bescheid. Man wollte mich auf einen Planeten schaffen. Ein Planet der Magier stand für mich bereit.
Was sollte ich dort? War es eine Falle, ein ewiges Gefängnis oder ein Todesurteil?
Da traf wohl alles ein wenig zu. Auf jeden Fall hatte man mich so aus dem Verkehr gezogen.
Die weißgraue Fratze innerhalb der dichten Wolke zeigte ein Grinsen, das man mit dem Wort diabolisch beschreiben konnte.
Wahrscheinlich hatte Arkonada mein Erschrecken bemerkt, denn völlig hatte ich mich nicht unter Kontrolle bekommen.
Er lachte. Böse, widerlich gemein, und die blaue Wolke begann sich heftiger zu bewegen. »Hast du noch nie von einem Planet der Magier gehört, Geisterjäger?«
»Nein!«
»Dann wird es Zeit, daß du ihn kennenlernst.«
»Wo befindet er sich?«
»Du bist zu neugierig. Denk an die goldene Pistole und den Todesnebel, John Sinclair!«
Wieder zwei Begriffe, die er so einfach dahergesagt hatte, die mich aber erschreckten.
Natürlich kannte ich die goldene Pistole. Sie stammte aus der Dimension der Ghouls. Ein widerliches Schleimwesen hatte sie mit auf die Erde gebracht. Die Pistole war mit einer Flüssigkeit gefüllt, die gleiche Eigenschaften aufwies wie der Todesnebel.
Sie war eine furchtbare Waffe. Zum Glück hatte Suko sie dem Ghoul abgenommen, doch die Waffe war zum Schluß zerstört worden, als wir gegen Shimada und dessen Ninja kämpften.
Wir hatten den Verlust der Waffe sehr bedauert. Nun bekam ich eine

neue Spur.

Der Planet der Magier und die goldene Pistole schienen irgendwie miteinander in Verbindung zu stehen.

Auch die Steine?

Ich begann zu pokern. Schon oft hatte ich mich in ähnlichen Situationen wie dieser befunden. Ich war es gewohnt, die Nerven zu behalten und das beste für mich herauszuholen, wenn es eben ging.

Deshalb fiel es mir auch nicht schwer, meine Forderungen zu stellen. Ich sagte:

»Okay, ich bin bereit, mit dir zu gehen, aber laß zuvor all die Menschen frei, die sich in diesem verdammten Stein befinden.«

»Du willst Bedingungen stellen?« drang die dumpfe Stimme aus der Fratze. »Du wagst es wirklich und stellst Bedingungen? Nein, Geisterjäger, das kannst du nicht. Hier entscheide ich. Und was willst du mit Menschen, die schon längst tot sind?«

»Dann würde ich auch sterben, wenn ich mich in diesem verdammten Stein befinde?«

»Das kann ich bestimmen. Für dich ist der Planet der Magier reserviert. Gewissermaßen als Verbannung. Du kennst vieles. Schon im Vorhof der Hölle bist du gewesen, aber nicht auf dem Planeten, den ich für dich ausgesucht habe.«

»Weshalb hast du die Menschen getötet?« fragte ich. »Es wäre nicht nötig gewesen. Sie haben dir nichts getan.«

»Sie standen im Weg!«

Ich hörte die Antwort und dachte darüber nach. Sie standen im Weg!

So einfach war es für dämonische Wesen, Menschen umzubringen. Es war von Arkonada nicht nur so dahingesagt worden.

Fünf Steine hatten Kurs auf London genommen. Weshalb? Ich wollte noch den Grund wissen.

»Aus welchem Grunde bist du mit fünf Steinen gekommen?« fragte ich. »Was haben sie zu bedeuten?«

»Jemand hat sie gefunden! Sie sind ein Überrest gewesen, abgespalten vom Planet der Magier. Lange haben sie verborgen gelegen, doch es kam ein Mann, der Simon Garfield hieß. Er hat die Steine wieder zu einem für dich so furchtbaren Leben erweckt. Sechs Steine waren es, daraus ist einer geworden…«

»Und die Gesichter?« fragte ich.

»Es waren die des Menschen, der die Steine…«

»Simon Garfield also!«

»Genau! Nur sein Gesicht war in ihnen zu sehen. Sechsmal das gleiche.«

Davon hatte mir Morg Behan nichts erzählt. Simon Garfield hatte Tribut zahlen müssen. Er war eingeschlossen worden, obwohl er schon nicht mehr lebte.

In den Steinen hatte sich sein Gesicht gezeigt.

Allmählich wurde mir dieser Mann unheimlich. Ich konnte mir vorstellen, das er einiges in seinem Testament hinterlassen hatte und hätte es gern gelesen.

»Das hast du nicht gewußt, Geisterjäger!« lachte Arkonada hallend.

»Ich weiß. Vieles ist dir noch ein Rätsel, und das meiste wird dir auch ein Rätsel bleiben. Du wirst nie hinter das Rätsel der Großen Alten kommen und hinter all die Geheimnisse, die dazugehören. Dem Teufel kannst du trotzen, diesem Narr. Uns aber nicht. Wir sind mächtiger, viel mächtiger. Wir haben…«

»Eine Gegenpartei aufgebaut!« sagte ich.

»Das stimmt!«

»Vielleicht werdet ihr euch gegenseitig zerfleischen. Täuscht euch nicht in der Kraft des Satans. Asmodis hat noch nicht aufgegeben. Er wird euch weiterhin bekämpfen und…«

»Weshalb machst du dir seinetwegen Sorgen, Geisterjäger? Deine Zeit ist vorbei. Ich bin gekommen, um dich zu holen. Du wirst ebenso in diesen Stein hineingerissen, wie es mit den anderen Menschen auch geschehen ist. Verstehst du?«

Ich senkte den Blick und schaute auf mein Kreuz. Sollte ich es aktivieren? Hatte ich dann noch eine Chance?

Kaum. Der weise Hesekiel hatte an vieles gedacht, doch gegen die uralten Magien und Mythologien kam er auch nicht an. Er hatte möglicherweise davon nichts gewußt, denn schon zu seiner Zeit lag Atlantis im Dunkel der Geschichte.

»Es gibt keine Chance mehr für dich! Arkonada holt sich immer, was er haben will…«

Er hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als ich die Kraft spürte, die mich packte.

Es war eine Zugkraft, und sie wollte mich genau auf den Stein zuschleudern, damit das wahr wurde, was mir Arkonada versprochen hatte. Schon beim ersten Anprall hatte ich bemerkt, daß ich dem Druck nichts entgegensetzen konnte.

Die Steine und Arkonada waren stärker.

Ich sah den schräg fallenden Schnee nicht mehr, spürte auch nicht die beißende Kälte, sondern sah nur die blaue wallende Wolke, in deren Zentrum sich das Gesicht des Dämons hervorschälte.

»Nein, Sinclair!« vernahm ich ihn zischen. »Du entkommst nicht mehr. Ich bin in der Lage, dich und alles andere auch zu zerstören. Arkonada ist immer der Gewinner. Sogar ohne den Todesnebel…«

Etwas riß meine Füße weg. Ich fiel nach hinten, schlug noch mit dem Kopf gegen die Mauer, bevor ich zu Boden prallte.

»Sinclair, ich habe gewonnen!«

»Nicht ganz, Arkonada!«

Da war die zweite Stimme.
Und auch sie war mir bekannt.
Myxin!

***

Der Pilot befand sich unter der Kontrolle der Hexe. Sein eigener Wille war gebrochen, aufgehoben worden. Jane Collins hatte die volle Regie übernommen.

Er tat genau das, was man ihm geheißen hatte. Starr hielt er den Kurs und flog die Londoner City an.

Unter ihnen wirkten die Häuser wie in weiße Watte gepackt. Das war sogar trotz der Dunkelheit zu erkennen. Der Schnee reflektierte das Mondlicht und schuf ein seltsames Dämmerlicht.

Jane Collins hatte noch Zeit. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem Testament. Sie spürte, daß sie damit einen Schlüssel zur Macht besaß, denn was dieser Mann, der das Testament hinterlassen und herausgefunden hatte, war phänomenal gewesen.

Ohne Einzelheiten zu kennen, wußte Jane schon jetzt, daß sie an einem entscheidenden Wendepunkt ihres Daseins stand.

Und sie würde sich nicht beugen!

Wikka sollte sich an ihr die Zähne ausbeißen. Mit dem Testament war sie diesem Vorsatz wieder ein erhebliches Stück näher gekommen. Sie würde die Kenntnisse gegen ihre Feinde einsetzen, egal, auf welcher Seite sie standen.

Auf der menschlichen oder auf der dämonischen, das spielte überhaupt keine Rolle.

Sie lachte auf, als sie an den Geisterjäger John Sinclair dachte. Er hatte sie regelrecht abschieben wollen. In einer kleinen Pension sollte sie bleiben. Welch ein Irrsinn! Mit ihr, einer Hexe, konnte man so etwas nicht machen. Sie war kein normaler Verbrecher, und einsperren ließ sie sich erst recht nicht.

Dann dachte sie an Suko, der zurückgeblieben war. Dieser Wahnsinnige hatte doch tatsächlich noch versucht, sich an die Kufen zu hängen.

Nun, es war ihm nicht gelungen. Vielleicht hatte ihm dies sogar das Leben gerettet. Wer konnte das alles wissen?

Der Pilot saß wie eine Puppe in seinem Sitz. Unbewegt das Gesicht, von dem Jane nur einen kleinen Ausschnitt erkannte, denn der größte Teil des Kopfes wurde vom Helm verdeckt und auch von dem vor den Lippen hängenden Mikrofon.

Jane hatte ihm nicht laut gesagt, wohin er zu fliegen hatte. Das Ziel war nur mehr allgemein angegeben worden, aber sie schaltete sich wieder in die Gedanken des Mannes ein und befahl ihm, Kurs auf das Yard Building zu nehmen.

Jane wollte sich mit eigenen Augen ein Bild von den Vorgängen machen. Außerdem würden sich einige Leute wundern, wenn sie wie aus heiterem Himmel erschien.

Noch war die Sicht gut. Das allerdings änderte sich rapide. Jane und der Pilot hörten das leise Prasseln gegen das große Sichtfenster trotz der Motorengeräusche.

Schnee fiel aus den dichten Wolken!

Kleine Eiskörner. Sie wurden vom Wind erfaßt und in langen Fahnen schräg gegen die Maschine gepeitscht.

Es war kälter geworden, und Jane hatte das Gefühl, wie durch einen dicken Nebelvorhang zu fliegen, der sich schräg und hektisch bewegte.

»Geh tiefer!« befahl sie dem Piloten.

»Gefährlich… Häuser …«

Mehr verstand Jane nicht, denn der Lärm war zu groß.

»Ich will, daß du tiefer gehst. Die Victoria Street ist breit genug. Da kannst du hineinstoßen!«

»Aber man kann nichts sehen!«

»Für uns wird es reichen, verdammt!«

Jane wunderte sich, daß der Mann noch widersprochen hatte.

Demnach mußte seine Angst noch größer als die hypnotische Kraft der Hexe sein.

»Geh tiefer!«

Jetzt gehorchte der Pilot, denn für den Bruchteil einer Sekunde war es in den Augen der Hexe wieder schockgrün aufgeflammt. Ihr Befehl wurde verstanden.

Der Copter sackte ab.

Fast ein wenig zu schnell, und von der rechten Seite her tauchte der Schatten eines Hauses auf, dem der Pilot zum Glück im letzten Augenblick geschickt hatte ausweichen können.

Er jagte darüber hinweg.

Die Schneeflocken wirbelten mit den sich drehenden Rotorblättern um die Wette. Windböen fuhren gegen die Maschine und rüttelten an ihr.

Sie mußten bereits den größten Teil der Strecke hinter sich haben.

Jane Collins beugte sich vor, um besser sehen zu können.

Leider schaute sie nur in diesen wirbelnden tanzenden, grauen Vorhang aus Schnee. Hin und wieder erschien der Schatten eines Hauses oder eines Dachs, das war auch alles.

Die Sicht war wirklich bescheiden.

Jane Collins biß sich auf die Lippen. Das Blut rauschte in ihren Ohren.

Die Hände hatte sie geballt, und der Pilot senkte die Maschine noch tiefer.

Eigentlich war es Wahnsinn, was sie taten, das sah sogar die

ehemalige Detektivin ein, aber sie wollte unbedingt dabei sein, wenn es zum Finale kam.

Das sah sie auch als eine Selbstbestätigung ihrer eigenen Kräfte an.

London lag nicht im Dunkeln. Sie sah oft genug Licht. Zu beiden Seiten schimmerten helle Flecken, huschten herbei und verschwanden ebenso schnell in der trüben Suppe.

»Victoria Street!« meldete der Pilot.

Jane nickte. Sie konnte einen Blick auf den im Cockpit eingebauten Bordkompaß werfen und stellte fest, daß sie sich von Süden her näherten. Auf der rechten Seite mußte Westminster Cathedral liegen.

Ein Stück weiter befand sich auf der gegenüberliegenden Seite die Westminster City Hall, ein ebenfalls ehrwürdiges Gebäude.

Von beiden Bauten war nichts zu erkennen. Sie verschwanden in den wirbelnden Schneemassen.

Jane war noch gespannter geworden. Ihre Augen glänzten. Innerlich zitterte sie. Ihr Körper steckte voller Vibrationen, und sie ordnete an, noch tiefer zu gehen.

Der Pilot gehorchte.

Er behandelte den Hubschrauber wie ein rohes Ei.

»Scheinwerfer einschalten. Der Copter hat doch einen, oder nicht?« fragte Jane.

»Ja.«

»Dann los!«

Wenig später wurde es heller. Die Lichtquelle befand sich unter der Maschine. Sie konnte vom Cockpit aus gelenkt und gedreht werden, so daß der Strahl in die wirbelnde graue Suppe hineinstach und sie in einem langen Streifen erhellte.

Das Ziel war der Grund!

Geisterhaft huschte der gelbe Schein über ihn hinweg. Ein wenig wurde die Finsternis aufgehellt. Jane sah einen Teil der Straße, und sie erkannte, daß man die Fahrbahn leergeräumt hatte. Auf ihr befand sich kein einziges Fahrzeug mehr. Dafür entdeckte sie Sperren und auch Polizisten, die sich an den Barrieren aufhielten.

Verwundert schauten die Beamten hoch, als sie den Hubschrauber sahen und hörten.

Hier hatte sich einiges verändert. Das war Jane Collins längst klargeworden.

Als sie daran dachte, begann sie zu grinsen. Der Mund zog sich in die Breite, ihre Augen begannen regelrecht zu glühen, die Hände hatte sie geballt, denn sie wollte es den anderen zeigen. Mit ihr hatte niemand gerechnet, sie war der Joker in diesem höllischen Spiel.

Aber wo befanden sich die Steine?

Das war die große Frage. Bisher hatte sie Jane Collins noch nicht entdecken können. Ob es sie überhaupt noch gab?

Sie wußte es nicht, und sie wartete ab, denn bald mußte das Gebäude von New Scotland Yard auf der rechten Seite auftauchen.

Dann würde man sehen…

Menschen bewegten sich hektisch über die Gehsteige. Einige deuteten auch in die Höhe, denn ihnen war der Hubschrauber aufgefallen.

Innerhalb des gelben Strahls wirkten sie schatten und geisterhaft.

Das alles war für Jane Collins uninteressant. Sie entdeckte plötzlich einen gewaltigen Stein. Wesentlich größer, als jeder einzelne der fünf Felsen. Ihr Herz trommelte. Es war wie ein Fieber, das sie gepackt hielt.

Sie sah sich dicht vor dem Ziel. Jetzt konnte sie endlich etwas unternehmen, und ihre Augen weiteten sich noch im selben Moment.

»Höher!« schrie sie. »Los, verdammt, steig höher!« fuhr sie den Piloten an. Es war nicht die Angst, mit der Maschine gegen den Stein zu prallen, sondern eine Entdeckung, die sie gemacht hatte.

Auf der Straße stand Myxin, der Magier!

Mit ihm hatte sie überhaupt nicht gerechnet…

***

Arkonada hatte nicht gewonnen. Das hatte ihm jemand sehr deutlich erklärt.

Ein Wesen, das einmal mein Feind, dann ein Freund und jetzt wieder ein Feind von mir war, denn es hatte versucht, mich mit dem goldenen Schwert der Kara zu köpfen.

Eben Myxin, der Magier!

Aber er war auch ein Feind des Arkonada. Das hatte ich zur Genüge kennengelernt, als Myxin und Arkonada an den *flaming stones* gegeneinander kämpften. Dieser Kampf war gewissermaßen der Grund für Myxins Wandlung gewesen. Von dem Zeitpunkt an war er ein anderer geworden. Er hatte vergessen, wer seine Freunde waren, und es kam schließlich so, wie es kommen mußte. Myxin stellte sich auf die andere Seite, er verbündete sich mit Mandraka, dem Schwarzblut-Vampir.

Einen Pakt, dessen Sinn und Grund ich nicht verstand. Es war auch nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken, denn ich hatte durch Myxin eine Chance bekommen.

Die gleiche Chance, die er Suko und Mandra gab, als die beiden in der Träne des Teufels gefangen gewesen waren. Darüber hatten wir uns sehr gewundert, nun war ich an der Reihe, eine Chance zu bekommen. Und wieder griff Myxin ein.

Arkonada hatte mit dem Erscheinen des kleinen Magiers nicht gerechnet. Es mußte ihn völlig überrascht haben, denn ich merkte, wie die Kraft, die mich gefangen hielt, für einen Augenblick nachließ.

Das war meine Chance!
Da ich mich wieder bewegen konnte, nutzte ich die Gelegenheit sofort aus und huschte zur Seite. Der Boden war glatt, ich rutschte, stolperte, fing mich wieder und lief parallel zu den Hauswänden über den Gehsteig weiter.
An die Stille auf der Straße hatte ich mich längst gewöhnt.
Deshalb war ich so überrascht, als ich plötzlich ein anderes Geräusch vernahm, das überhaupt nicht hierher paßte.
Das Motoren dröhnen eines Hubschraubers, und ich sah auch etwas Helles über die Fahrbahn gleiten.
Es war der Strahl eines Scheinwerfers. Der über mir fliegende Hubschrauber gab ihn ab. Im Gegensatz zu mir wanderte der Strahl nicht mehr. Er wurde wohl etwas schwächer, weil der Hubschrauber an Höhe gewann.
Zwischen den Häusern blieb er in der Luft stehen.
Ich stoppte.
Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich das Gebäude von New Scotland Yard. Dort war in die Menge der Neugierigen Bewegung gekommen. Aber keiner traute sich, die Straße zu überqueren.
Jeder hatte die Gefahr erkannt, und ein jeder war gespannt, wie sich die Sache noch entwickeln würde.
Ich warf einen Blick in die Höhe. Mich interessierte zunächst der Hubschrauber.
Wer drin saß, wußte ich nicht, konnte es auch nicht erkennen, da nach wie vor Schneebahnen über die Fahrbahn geschleudert wurden.
Dabei rechnete ich damit, von Suko Hilfe zu bekommen. Schließlich war er mit dem Copter geflogen. Daß es eine Maschine der Polizei war, konnte ich deutlich erkennen.
Jetzt schwang auch der Ausstieg auf.
Ich rechnete damit, meinen Freund und Partner zu sehen. Sehr schnell stellte sich der Irrtum heraus, denn eine andere Gestalt erkannte ich in der offenen Tür.
Jane Collins!
Sie stand geduckt da, hatte einen Arm zurückgenommen und hielt sich an einem Haltegriff fest. Schnee peitschte gegen sie. Die Rotorblätter erzeugten einen zusätzlichen Wirbel und schleuderten Janes lange Haare hoch.
Ich wußte nicht, ob sie mich entdeckt hatte, jedenfalls schaute sie vorerst nicht in meine Richtung, sondern mehr nach vorn, wo sich auch der Stein befand und Myxin, der kleine Magier.
Seine Stimme war also keine Einbildung gewesen. Bisher hatte ich ihn noch nicht gesehen, nun aber tauchte er aus der Deckung des Steins auf und schritt auf die Straßenmitte zu.
Ich hielt den Atem an.

Was hier ausgetragen wurde, das geschah ohne mich. Hier prallten zwei Gegner aufeinander, die sich schon im alten Atlantis bekämpft hatten, und ich wunderte mich ein wenig darüber, daß sich Myxin so frei und deckungslos seinem Gegner zeigte.

War er wahnsinnig?

Ich hatte die Szene bei den Flammenden Steinen noch in deutlicher Erinnerung und wußte genau, wie schwer es Myxin gefallen war, überhaupt sein Leben zu retten.

Nun stand er waffen- und deckungslos diesem mächtigen Dämon Arkonada gegenüber.

War Myxin zu einem Selbstmörder geworden?

Nein, das wollte ich nicht glauben. Auf keinen Fall. Es mußte einen anderen Grund für sein Verhalten geben. Meiner Ansicht nach hatte er noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Aber welchen?

Sosehr ich auch suchte, eine Waffe entdeckte ich nicht bei dem Magier. Er kam mir wie eine verloren wirkende kleine Figur vor auf der leeren Straße, nur umhüllt von einem rasenden Flockenwirbel.

Wie immer trug der kleine Magier seinen grünen Mantel, der eigentlich viel zu weit war und fast bis an den Boden reichte.

Er hatte sich also äußerlich nicht verändert.

Ich zitterte vor Spannung, vergaß den in der Luft schwebenden Hubschrauber und wartete darauf, wie es nun weitergehen würde.

Myxin zeigte keine Furcht. Im Gegenteil, er übernahm sogar das Wort.

»Arkonada!« rief er mit einer Stimme, die sogar die Lärmkulisse des Hubschraubers übertönte. »Arkonada, ich habe lange auf dich gewartet und dich oft genug gesucht. Jetzt ist es soweit. Ich habe dich!«

Arkonada erwiderte nichts. Nur der Stein veränderte sich. Er schrumpfte plötzlich zusammen. Ein magischer Prozeß, der mich staunen ließ. Kleiner und kleiner wurde er, noch kleiner, als er überhaupt gewesen war, und zurück blieb, es war kaum zu fassen, nur die Wolke.

Blau, dunkel, wallend, sich stets verändernd, so stand sie vor dem kleinen Magier.

Ich befand mich hinter ihr und konnte dennoch hindurchschauen, denn ich sah den hinteren Teil des Schädels. Er schimmerte ebenso bleich wie die Vorderseite, nur fehlte das schreckliche Gesicht.

Der mächtige Dämon, der zu den Großen Alten gehörte, hatte mich vorerst vergessen. Myxin war wichtiger, denn er hatte mich so gut wie sicher, nahm er bestimmt an.

»Myxin, du wagst es!« donnerte er dem kleinen Magier entgegen.

»Hast du nicht gespürt, wie ich dich damals gedemütigt habe?

Erinnerst du dich nicht mehr an die Flammenden Steine?«

»Doch, ich erinnere mich. Ich habe nichts vergessen, Arkonada, überhaupt nichts. Im Gegenteil, ich bekam die Zeit, die ich benötigte, um nachzudenken, und ich habe mich zu einer Tat entschlossen, die dir möglicherweise unbegreiflich erscheint.«

»Ich hörte davon. Du hast die Seite gewechselt.«

»Sicher.«

»Wolltest du mich damit überraschen? Hast du angenommen, daß deine Kraft wieder zunimmt? Mandraka, der Schwarzblut-Vampir, er steht jetzt auf deiner Seite. Was ist er schon gegen mich? Ein Nichts, ein Niemand, ebenso wie du. Ihr beide kommt gegen mich nicht an. Nur hat Mandraka einen Vorteil. Er lebt länger als du, denn dich, Myxin, werde ich hier vor aller Augen vernichten. Ich war einmal Gregg, der Tätowierer, doch ich bin jetzt nur noch Arkonada!«

Er hatte den letzten Satz kaum ausgesprochen, als ich auf die Straße lief und auch näher an den Stein heranging. Schnee wurde mir entgegengewirbelt. Die Bahnen flogen wie Vorhänge über die Fahrbahn, und auch die Rotorblätter des Hubschraubers wirbelten die weiße Masse in die Höhe, so daß die Sicht immer schlechter wurde.

Ich zog automatisch den Kopf ein, während mein Blick weiterhin auf Myxin fixiert blieb, denn ich wollte nicht glauben, daß er sich Arkonada waffenlos gestellt hatte.

Das war in der Tat nicht der Fall.

Auch Myxin reagierte.

Blitzschnell griff er unter seinen Mantel und holte etwas hervor, das ich noch nie gesehen hatte. Ehe ich genauer hinschauen konnte, hielt er es gegen sein Gesicht.

War es ein Schild?

Verdammt, wenn nur nicht der Schnee gewesen wäre, dann hätte ich es sehen können, aber so…

Arkonada gab die Antwort.

Er schrie sie Myxin entgegen, und mit seinen Worten überraschte er sämtliche Anwesenden.

»Die Totenmaske!« brüllte er. »Die Totenmaske aus Atlantis! Verdammt, er hat sie. Er hat sie… ahhha …«

Meine Augen wurden groß, denn mit der Totenmaske geschah etwas.

An fünf verschiedenen Stellen glühte sie auf, und ich hatte das Gefühl, in Augen zu schauen.

Waren es tatsächlich Augen?

Plötzlich lastete der Druck in meinem Magen. Ich spürte eine seltsame Kraft, die auch mir entgegenschwang, und ich hörte einen Schrei, den aber nicht Arkonada ausgestoßen hatte, sondern Jane Collins.

Gleichzeitig steigerte sich der Lärm des Hubschraubers, und der

Schnee wurde in noch größeren Mengen gegen mich geschleudert.

Fast hätte mich auch die Kraft des Windes von den Beinen gerissen, ich stemmte mich dagegen an, fiel inmitten der Fahrbahn auf die Knie und konnte sehen, wie noch einmal der Stein vor meinen Augen entstand.

Er schien aus dem Boden zu wachsen, wurde hoher und höher, bis er eine unheimlich anmutende Größe erreicht hatte und dann anfing sich aufzulösen, während Myxin weiterhin die Maske vor sein Gesicht hielt und sich das Leuchten noch verstärkte.

Es blendete mich.

Ich ließ mich nach vorn sinken, fiel fast im Zeitlupentempo zu Boden und spürte auch nicht die Kälte des Schnees, der in meinem Gesicht klebte. Die Welt um mich herum war eine andere geworden. Ich glaubte, ein Zucken, ein Auf- und Abflammen zu spüren und hörte ein hohles Pfeifen.

Gewaltsam riß ich mich zusammen, senkte die Arme und bekam freie Sicht. Den Stein gab es nicht mehr. Er war zerbrochen, vernichtet, doch er hatte ein schreckliches Erbe hinterlassen.

Menschen, die einmal in ihm gefangen gewesen waren, lagen starr im Schnee.

Sie waren tot…

Und auch die Fahrzeuge sah ich. Sie hatte der Stein ebenfalls ausgespieen.

Arkonada?

Er war nicht mehr zu entdecken. Allerdings hatte ich das Gefühl, in der dunklen, wirbelnden Fläche einen blauen Streifen zu sehen, der sich rasend schnell entfernte.

Das war der Dämon!

Also hatte ihn Myxin wohl nicht endgültig erwischen können.

Aber es gab eine Chance. Myxin besaß jetzt eine Waffe, die Totenmaske aus Atlantis…

Nie zuvor, hatte ich davon gehört, und mir wurde in diesen Augenblicken klar, daß immer neue Dinge auf mich einstürmten, und der alte Kontinent Atlantis allmählich seine Rätsel und Geheimnisse preisgab.

Schritte unterbrachen meine Gedanken. Ich hörte sie deshalb so gut, weil der Schnee patschte.

Als ich den Kopf anheben wollte, vernahm ich die Stimme des kleinen Magiers. »Bleib so, wie du bist, John Sinclair. Schau nicht her!«

Er hatte sehr herrisch gesprochen und befehlsgewohnt. Ich mußte wieder daran denken, daß er mich hatte ermorden wollen, und Angst peitschte in mir hoch.

Die Schritte verstummten.

Myxin war dicht vor mir stehengeblieben, aber ich wagte es nicht, den Kopf zu heben.

»John Sinclair«, sagte er, »du verstehst gar nichts. Du bist und bleibst zu sehr Mensch. Vielleicht wirst du irgendwann einmal verstehen. Die Zeit wird es ergeben…«

Stille.

Nur das Rauschen des Windes und das Prasseln der Schneekörper auf das Leder meiner Jacke hörte ich.

Dann hob ich den Kopf.

Myxin war verschwunden.

Aufgelöst, wie eine Schneeflocke in der Sonne. Keine Spur mehr war von ihm zu sehen.

Dafür kamen andere.

Die Männer riefen, sie schrien, ich sah mich umringt, und jemand drückte mir die Öffnung einer Flasche gegen die Lippen.

Es war Sir James persönlich. »John«, sagte er, »verdammt, Sie leben!«

Seine Augen glänzten dabei…

***

Die restlichen Stunden der Nacht waren an Turbulenzen kaum zu überbieten. Wir hatten zwar einen Fall irgendwie gelöst, aber dennoch waren mehr Fragen übriggeblieben, als wir überhaupt gedacht hatten. Es gab auch keine Jane Collins mehr. Sie hatte sich zurückgezogen. Dafür erreichte uns ein Telefonanruf des deprimierten Suko. Er ärgerte sich furchtbar darüber, daß es Jane gelungen war, ihn reinzulegen.

Das konnte jedem von uns passieren. Schließlich waren wir keine Übermenschen.

Irgendwann saßen Sir James, Suko und ich wieder zusammen, während die Victoria Street für den Verkehr freigegeben worden war.

Man hatte auch die Menschen weggeschafft, die von Arkonada getötet worden waren.

Wir sprachen über die neue Lage und tranken dabei Tee mit Rum. Sir James faßte zusammen.

»Da gibt es also einen Planet der Magier, eine Totenmaske und ein Testament. Diese drei Rätsel müssen Sie lösen, meine Herren. Trauen Sie sich das zu?«

Ich hob die Schultern. »Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.«

»Und wo fangen Sie an?« fragte Sir James.

Diesmal gab Suko die Antwort. »In Kanada werden wir beginnen. Mir scheint, daß wir dort noch einige Überraschungen erleben werden.«

Ich stimmte meinem Freund zu…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 300 »Sieben Dolche für den Teufel«, und folgende
[2]Siehe John Sinclair Nr. 307 »Abrechnung mit Jane Collins«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 265 »Des Satans Tätowierer«